Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1888.

April.

(5. Band. 1. Heft.)

Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Je sechs Hefte bilden einen Band.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft 1886 veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche in den nunmehr vorliegenden zwei Jahrgängen zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Joseph v. Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker.
Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Eduard Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1792—95.
S. Grünberg: Das Volksschulwesen der Bukowina in seiner historischen Entwickelung und seinem jetzigen Stande.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Otto Stapf: Der Landschaftscharakter der persischen Wüsten und Steppen (Schluß).
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.
Joh. B. Meyer: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Emerich v. Halasz: Das Finanzwesen Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft.
Otto Hermann: Die volksthümliche Fischerei in Ungarn.
Wilhelm v. Flattich: Die Wiener Stadtbahnfrage.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Friedrich Simony: Die moderne Touristik in Oesterreich-Ungarn nach ihrer culturellen und hygienischen Bedeutung.
Jakob v. Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Paul Hunfalvy: Linguistische und ethnographische Studien in Ungarn. (Zweiter Artikel.)
H. J. Bidermann: Zur Ethnographie von Dalmatien.
Carl Lind: Die archäologischen Leistungen in Oesterreich.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Adolf Pichler: Moritz Schleifer. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. (Schluß.)
A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Joseph Karabacek: Papyrus Erzherzog Rainer.
Ferdinand Lentner: Bosnien und die Herzegowina. Staatsrechtlich-statistische Skizze.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

Der Sturz der Republik Venedig

und die erste

Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich.

Nach authentischen Quellen bearbeitet von Joseph v. Lehnert.

Man schrieb den 18. Januar 1798. Venedig, die einst stolze Dominante der gefallenen Republik, schmückte sich nach langer Zeit wieder zum Feste. Ein prächtiger Wintertag mit der wohligen Milde des südlichen Klimas war angebrochen und in geheimnißvollem Zauber strahlte die Lagunenstadt. Schon mit Tagesgrauen herrschte das regste Leben auf den Canälen und in den engen Gäßchen Venedigs. Besonders der Canale grande bot ein buntbewegtes Bild. Allerwärts geschmückte Paläste und Häuser, wehende Fahnen, ausgelegte Teppiche und auf der breiten Wasserfläche hunderte beflaggter Gondeln und Fahrzeuge mit fröhlichen Menschen. Auf jedem Plätzchen längs der Ufer drängte sich das gutmüthige Volk in dichten Reihen.

Venedig glich einer glücklichen Stadt. Hin und wieder ertönte der Ruf: Evviva l'Imperatore! Evviva Francesco! Und tausende kräftiger Stimmen verpflanzten in freudigster Erregung Gruß und Ruf in die Ferne.

Unterdessen waren prächtig gezierte Fahrzeuge, die an den Prunk antiker Dogenfeste erinnerten, nach Mestre gerudert und alle Sommitäten, Militär- und Civilnotabilitäten hatten im venetianischen Staatskleide sich am Marcusplatze versammelt.

Tags vorher verließ die französische Garnison das ganze Lagunengebiet. Wie ein Alp hatte die Tyrannei der Franzosen auf Venedig gedrückt, bis die Stunde der Erlösung geschlagen. Dem neuen Gebieter, dem habsburgischen Kaiser, dem edlen Sproßen eines uralten Geschlechtes,

dem Beherrscher eines mächtigen Reiches, öffnete nun das gedemüthigte Venedig sein volles Herz. Die allgemeine Freude aus Anlaß der bevorstehenden Ankunft der k. k. Truppen, welchen die festlichen Vorbereitungen galten, sprach in beredtester Weise für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen der neuen österreichischen Unterthanen.

In Mestre war tagsvorher Feldzeugmeister Graf Wallis, der Commandant der Occupationsarmee mit seinem Stabe angelangt und die 10.000 Mann zählende Garnison von Venedig lag ebendort bereit zur Fahrt über die Lagunen.

Seit dem 9. Januar befand sich die 60.000 Mann starke Occupationsarmee in der venetianischen Provinz im Vormarsch begriffen. In allen Orten und Städten war den kampfgestählten, erprobten Truppen ein feierlicher Empfang geworden. Deputationen, Festlichkeiten und Illuminationen zeugten von der Freude der Bevölkerung. Venedig indessen, das so viel an sich selbst verschuldet, übertraf durch den Enthusiasmus seiner Bürgerschaft alle Städte des Festlandes an Beweisen aufrichtiger Ergebenheit für den neuen Landesherrn.

Zwei venetianische Generale begrüßten den Armeecommandanten in Mestre, worauf die Einschiffung erfolgte. „So wie unsere Truppen embarquirt waren," berichtet Graf Wallis an Graf Cobenzl, „fuhren wir über die Lagunen und dem längs dem Canale grande unter dem allgemeinen lautesten Jubel und herzlichem Willkommen durch die Stadt Venedig und stiegen à la piazza di San Marco an's Land, wo die gesammte Generalität, Officiere und Stände der vormaligen venetianischen Republik uns empfingen und in die Kathedralkirche begleiteten. Während des kurzen Hochamtes debarquirten die Bataillone und marschirten am Marcusplatz auf, allwo die Grenadiere drei Salven gaben."

Weiter heißt es: „Nach vollendetem Gottesdienste wurde ich in mein Quartier, durchgehends unter dem lebhaftesten Zurufe: Es lebe Seine Majestät der Kaiser! geleitet. Die Feierlichkeit des Empfanges, die allgemeine Freude der Volksmenge und das gutmüthige Betragen kann ich nicht genug rühmen".

Während dieser Begebenheiten hatte die aus 16 Fahrzeugen bestandene k. k. Triester Flotille vor Venedig geankert und gab den dröhnenden Kanonensalut. So vollzog sich die erste Besetzung Venedigs durch die k. k. Waffen.

Mit dem venetianischen Mutterlande, dem Sitz und Urquell der einstigen Größe Venedigs, gewann das Haus Habsburg die wichtigste

politische und commercielle Stellung an der Adria und mit dem Lagunengebiete von Venedig eine strategische Position ersten Ranges, welcher in den späteren Kriegsperioden eine bedeutende Rolle zufallen sollte. In maritimer Beziehung erhielt das erbländische Seewesen durch seine Verschmelzung mit dem venetianischen den Impuls zu einem vorher nicht gekannten Aufschwung, während aus den Trümmern der klassischen Flotte Venedigs unter der kräftigen Hand des glorreichen Erzherzogs Karl, des ersten österreichischen Marineministers (1801), die Grundlagen einer stabilen k. k. Kriegsmarine hervorgingen, welche selbst den Verlust Venedigs (1806 bis 1814) und des erbländischen Litorales (1809) überdauerten und nach Wiedergewinnung dieser Positionen in die Organisation der späteren k. k. Kriegsmarine übergingen. Zum Verständnisse der eingangs geschilderten Stimmung der venetianischen Bevölkerung, sowie zur Beurtheilung der Verhältnisse, welche die österreichische Regierung in den neuen Provinzen antraf und wie diese sich entwickelten, scheint uns ein Blick auf die letzten Lebensjahre der Republik Venedig geboten zu sein.

*
* *

Schwere Bedrängnisse und Krisen rüttelten wiederholt an dem stolzen Baue des venetianischen Staatswesens. Vierzehn Jahrhunderte widerstand er, aus vielen Stürmen verjüngt hervorgegangen, aber seit dem Frieden von Passarowitz sank die Republik zu einem siechen Organismus herab, unfähig, den Stürmen der Zeit zu widerstehen.

Wie der ausgedehnte und dominirende Seehandel Venedigs, schon durch die Errungenschaften der großen Colon'schen Zeit tödtlich getroffen, immer mehr Terrain verlor, ebenso hatte der politische Einfluß der Republik in Europa von Jahrhundert zu Jahrhundert wesentlich abgenommen. Nachdem Cypern, Kandia und Morea verloren gingen, sah die Republik ihr Territorium nur mehr auf die Adria — den golfo veneziano — beschränkt, an deren Eingang auf den Jonischen Inseln noch die Fahne des Marcuslöwen flatterte.

Seit 1700 war denn auch die Politik Venedigs nur mehr auf die Erhaltung seines Besitzes durch die Beobachtung der rigorosesten Neutralität gerichtet und gelang es in der That, vermöge dieses Systems, die Integrität der Republik während der Kriege des Hauses Oesterreich gegen Bourbon aufrechtzuerhalten.

Allein diese Richtung der venetianischen Politik mußte äußerst nachtheilig auf die militärische Stellung des Staates einwirken, und

zwar in dem Maße, als angesichts der diplomatischen Erfolge der Besitz einer Wehrkraft an Erheblichkeit einbüßte und gleichzeitig finanzielle Vortheile aus der geringeren Pflege des Wehrstandes zu erreichen waren. Daß letztere Rücksicht wiederholt einen maßgebenden Einfluß auf die Entschließungen des großen Rathes gewinnen konnte, erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß der Niedergang des venetianischen Handels die Einkünfte des Staates bedeutend verringert hatte und Genußsucht, Wohlleben und Sorglosigkeit der besitzenden und regierenden Classen jeder Aeußerung von Opferwilligkeit ablehnend gegenüberstanden.

So kam es, daß Armee und Flotte degenerirt, die festen Plätze verwahrlost und der Präsenzstand an Truppen immer mehr reducirt worden war. Doch gestattete das eigenthümliche Conscriptionswesen eine rasche Aufbietung nicht unbedeutender Streitkräfte, indem mit Inbegriff der Milizen in Italien 60.000 Mann, in den überseeischen Besitzungen aber 14.000 Mann aufgeboten werden konnten. Das war allerdings eine bedeutende Streitmacht für die damalige Zeit.

Besser als der Zustand der Armee war jener der Marine. Diesem Zweige der Wehrmacht wußte Admiral Emo, dessen Kriegszug gegen Tunis (1784 bis 1790) ihn mit Ruhm bedeckte, neues Leben einzuhauchen. Leider wurde der energische Seeheld durch einen jähen Tod am 1. März 1792 seinem Vaterlande entrissen.

Die Republik hielt damals eine kriegsgeschulte Flotte von sechs Linienschiffen und zwanzig größeren Fahrzeugen in Ausrüstung; die Häfen der Adria und des Lagunengebietes waren durch einen dichten Cordon von Hafenwachschiffen gesichert und in dem gewaltigen Seearsenale Venedigs lag eine große Reserve von Schiffen jeder Größe, theils im Bau, theils abgerüstet. Ungeheure Vorräthe an Artilleriematerial, Tauwerk, Segeltuch, Waffen, überhaupt an allen zur Ausrüstung von Schiffen erforderlichen Gegenständen, füllte die Magazine.

Die Republik krankte jedoch an einem ihrer Verfassung anhaftenden schweren Leiden, dessen Ursache in der ausschließlichen Bevorzugung der Aristokratie bei der Besetzung der wichtigsten Verwaltungsstellen lag. Gegen den Grundsatz, alle Zweige des Staatsdienstes in die Hände der Adeligen zu legen, war wohl nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß der Adel die erforderlichen Kenntnisse besaß; da dies aber aus vielerlei Ursachen nicht immer der Fall war, so ist erklärlich, daß selbst die wichtigsten Staatsämter mitunter schlecht geleitet wurden. Zu diesen gehörte auch die Präsidentschaft der Marine, deren Ver-

waltung Persönlichkeiten anvertraut war, „die das Seewesen nicht kannten und daher in die Abhängigkeit ihrer Untergebenen geriethen. Häufiger Mißbrauch war die unvermeidliche Folge. Ueberdies bildete sich eine äußerst kostspielige Administration und jede Art von Connivenz heraus.

Was nun den moralischen Werth des venetianischen Seecorps anbetrifft, so darf derselbe nicht unterschätzt werden. Neben vielen mittelmäßigen Elementen besaßen die Venetianer auch erfahrene und verläßliche Seeofficiere und gute Matrosen, die Proben von Muth und Ausdauer abgelegt hatten. Gleiche Schäden wie bei der Marineverwaltung hemmten allerwärts jede Aeußerung des Staatslebens. Unkenntniß, geringer moralischer Halt und fehlendes Selbstvertrauen bildeten die schwankende Grundlage der Thätigkeit der obersten Gewalten. So konnte es nicht fehlen, daß auch andere schädigende Factoren sich geltend machten, wie Egoismus, Abnahme des patriotischen Eifers, Connivenz der Gerichte, Irreligiosität, Mißbräuche im Senat, überhaupt auffallender Mangel an Pflichtgefühl und ein bedeutendes Sinken des moralischen Muthes.

Unter solchen Verhältnissen reifte Corruption und Intrigue und fand selbst in den leitenden Kreisen der Regierung ungehindert Eingang.

Das waren die krankhaften Zustände, welche die Republik ihrem Verderben zutrieben.

Der schmachvolle Sturz dieses Staatswesens, dessen physische Kraft noch in letzter Stunde hingereicht hätte, dem Heere Bonaparte's ein entschiedenes Halt zu gebieten, zeigt als warnendes Beispiel, wie kein Reich zu bestehen vermag, in welchem die moralischen Eigenschaften der gesetzgebenden Gewalten und deren Organe unter ein gewisses Niveau herabsinken; er erweist aber gleichzeitig, wie die Vernachlässigung des Wehrstandes dem Staat gerade im Augenblicke der höchsten Gefahr die einzige Stütze seines Bestandes entzieht und dem Vaterlandsverrath auch in den Reihen der Vertheidiger die Wege ebnet.

Als der Ausbruch der französischen Revolution bei den Regierungen aller europäischen Staaten bange Sorgen erweckte und sie zu gemeinsamen Actionen drängte, blieb Venedig völlig theilnahmslos. Weder zu einer Allianz, noch zu der bewaffneten Neutralität, den beiden Alternativen, zwischen welchen die Wahl erübrigte, vermochte der große Rath sich zu entschließen. Zur ersteren nicht wegen der möglichen Gefahren, die aus einer Cooperation hervorgehen könnten, und nicht zur bewaffneten Neutralität wegen der großen Auslagen für die Armirung, außer-

dem weil man die Schädigung des ausgebreiteten Seehandels befürchtete.

Diese Unentschiedenheit machte die Republik zum Spielball der Ereignisse.

Vergeblich waren selbst die energischesten Versuche, namentlich der Höfe von Turin und Neapel, die Republik zu der lega italica neutrale difensiva zu bewegen, ebenso erfolglos blieben die Mahnungen der Großstaaten, als auf den Königsmord vom 21. Januar 1793 ganz Europa entsetzt zusammen fuhr und die große Coalition gegen Frankreich zu Stande kam. Nur Venedig und Genua blieben außerhalb des Concertes in Unthätigkeit.

Die Haltung des kleinen Genua war nahezu ohne Bedeutung, nicht so jene Venedigs, und zwar nicht allein hinsichtlich seiner Wehrmittel, sondern weil die Neutralität Venedigs den Franzosen bedeutende Vortheile verschaffte. Frankreich vermochte sich mittelst der neutralen Schiffe mit Getreide und allen Bedürfnissen zu versorgen; es konnte seine diplomatischen Verbindungen mit Constantinopel, wo der Pariser Convent die Pforte zu einem Krieg gegen Rußland und Oesterreich zu überreden versuchte, via Venedig aufrechthalten, endlich bildete die Anwesenheit einer französischen Legation in der Dogenstadt selbst das Mittel, die Verbreitung der demokratischen Principien nicht allein in Venedig, sondern in ganz Italien zu betreiben.

Deshalb hatte Frankreich ein Interesse, Venedig neutral zu erhalten. Es ist geschichtlich erhärtet, daß der Pariser Convent große Summen für die Bestechung von Senatsmitgliedern in Venedig aufwendete und die demokratische Propaganda eifrigst und mit Erfolg betrieb.

Damit im Zusammenhang stand offenbar die Freundschaftsbewerbung der französischen Republik bei ihrer aristokratischen Halbschwester zu Venedig. Noch hatte der große Rath den Muth, den verblüffenden Allianzantrag des Nationalconventes (7. Juni 1793) unter einem ausweichenden Vorwande abzulehnen. Allein zwei Vorfälle vollendeten die gänzliche Isolirung Venedigs, sowohl von Frankreich, wie von den anderen europäischen Mächten.

Es war dies die Ablehnung des von den treuen Staatsinquisitoren als gefährlichen Aufwiegler bezeichneten neuen französischen Gesandten Noel, welcher Act, als eine Frankreich angethane Schmach betrachtet, den darob erbitterten Nationalconvent den Plan zum Sturze der venetianischen Republik fassen ließ. Der zweite Vorfall betraf die An-

erkennung der französischen Republik seitens Venedigs (1794), einer ebenso unklugen That, welche hinwieder den Dogenstaat in offenen Widerspruch mit den Alliirten brachte. So wurde ein Fehler die Quelle eines anderen.

Unterdessen traten in der obersten Staatsgewalt Venedigs höchst bedenkliche Abweichungen von der Verfassung ein. Die politischen Angelegenheiten wurden verfassungsgemäß in einem permanenten Raths-collegium behandelt. Diesem oblag die Entscheidung, ob über eine Angelegenheit ein souveräner Beschluß vom Senate zu erwirken sei oder nicht. Im ersteren Falle mußte der Gegenstand dem Senate vorgelegt, im letzteren aber selbstständig ausgetragen werden. Es ist begreiflich, daß dieses auf die Weisheit, Rechtlichkeit und Charakterfestigkeit der Räthe (Savj del consiglio di Pregadi) gestützte System in dem Momente die größte Gefahr für den Staat in sich bergen mußte, als diese Tugenden bei der Mehrzahl der Pregadi erloschen waren. In der That war es dem Eintritte des letztgedachten Umstandes zuzuschreiben, daß dem Senate die eingelaufenen wichtigen Berichte der Gesandten, der Staatsinquisitoren und der politischen Functionäre völlig systematisch vorenthalten wurden und diese Körperschaft über die bedrohte Lage des Staates gänzlich im Unklaren verblieb. Schließlich ließ selbst der Doge den Senat bei Seite und versetzte durch die Schaffung einer illegalen Conferenza, die in seinen Privatappartements tagte, der Verfassung einen tödtlichen Schlag, welcher das schmachvolle Ende der Republik herbeiführte. Ludovico Manin, der letzte Fürst Venedigs, gelangte im Jahre 1788 in Folge des nicht gewöhnlichen Rufes seiner moralischen Tüchtigkeit zur Dogenwürde. Aber nur gar zu bald zeigte er sich schwach und unfähig zur Leitung der Staatsgeschäfte. Es wäre jedoch ungerecht, ihn als Verräther hinzustellen. Das war er nicht, aber seine Kraft- und Muthlosigkeit machte ihn zum willenlosen Werkzeuge der Verräther. In dieser Hinsicht ist sein geschichtliches Bild ein sehr trübes.

Die anfangs erwähnten Verhältnisse erklären zur Genüge die sonst unbegreifliche Haltung Venedigs.

Die drohenden Vorgänge in Frankreich und die Aufrichtung der batavischen Republik auf den Trümmern der aristokratischen Verfassung der Oranier riefen schließlich auch Befürchtungen für den eigenen Bestand hervor, in Folge dessen der Senat im Juni 1794 weitgehende Rüstungen votirte. Allein der große Rath beschränkte dieselben aus ökonomischen Rücksichten auf die Aushebung von nur 7000 Mann und trug sich mit der Hoffnung, durch eine diplomatische Anlehung an

Frankreich mehr zu erreichen, als durch den Aufwand an materieller Kraft. Noch im Jahre 1795, als die österreichische Armee auf genuesischem Gebiete sich heldenmüthig und erfolgreich mit dem französischen Heere maß, wäre es für Venedig an der Zeit gewesen, alle Kräfte zur Vertheidigung aufzubieten, wozu schon die Nähe des Kriegsschauplatzes dringend mahnte; aber das Beispiel Toscanas und Preußens, welche durch Separatfrieden in den Zustand der Neutralität getreten waren, die auch Neapel und der Papst nur mit schweren Opfern erkaufen konnten, scheint den großen Rath bewogen zu haben, aus der Neutralität nicht herauszutreten.

Nun griff aber ein Mann in das Schicksal der venetianischen Republik ein, dessen rücksichtsloser Thatendrang bald genug mehr als einen Staat in den Grundfesten wankend machen sollte. Napoleon Bonaparte trat in den Vordergrund der Ereignisse.

Im Frühjahre 1796 zwangen die raschen Bewegungen dieses Feldherrn die k. k. Truppen unter Beaulieu zum Rückzug über den Po, dann über die Adda, wodurch das Herzogthum Mailand und die Lombardei preisgegeben waren. Nur Mantua bildete noch ein mächtiges Bollwerk gegen den anstürmenden Feind, das durch Wurmser's Heldenmuth bis Februar 1797 widerstand. Bonaparte occupirte im Mai 1796 die venetianischen Provinzen Crema und Brescia und brandschatzte selbe. Der große Rath von Venedig gerieth angesichts der thatsächlichen Invasion in die angstvollste Verwirrung. Aber auch die österreichischen Truppen respectirten die Territorialrechte Venedigs nicht mehr und occupirten die Festung Peschiera, verließen dieselbe aber in Folge des unglücklichen Gefechtes bei Borghetto am 30. Mai. Die Festung Peschiera hatte damals eine venetianische Besatzung von 60 Invaliden, die Geschütze waren nicht montirt, die Pulvermagazine enthielten nur 160 Pfund verdorbenes Pulver! Nach dem Abzuge der Oesterreicher besetzte Bonaparte den Platz. Mit höchster Brutalität warf der Corse den ihn becomplimentirenden Delegirten der Republik vor, die Oesterreicher in Peschiera eingelassen zu haben. Verona und Legnago, sowie die Chiusa erhielten alsbald französische Garnisonen.

Gegen die wiederholten Proteste Venedigs beim Pariser Directorium hatte dieses, indem es das Vorgehen seines Generals scheinbar desavouirte, immer die gleiche Antwort, nämlich Versicherungen der Freundschaft und lebhaftes Bedauern.

Indessen geberdeten sich die Franzosen als Herren auf venetianischem Boden. Das Land litt unter den erbarmungslosen Requisitionen

und Gewaltacten. Auch am Adriatischen Meere bethätigte sich die französische Vergewaltigung; zahlreiche Corsaren kaperten ungestraft die venetianischen Handelsschiffe und verschlossen hierdurch die letzten Hülfsquellen des nationalen Wohlstandes.

Die Wucht der Thatsachen drängte endlich den geduldigen Senat zu Maßnahmen, nicht etwa für die Sicherung des Gesammtstaates, sondern — bezeichnend genug — nur für die Vertheidigung der Dogenstadt.

Im Juni 1796 wurden alle Schiffe der Flotte dahin einberufen und ebendort auch die in den überseeischen Provinzen schleunigst ausgehobenen Tuppen concentrirt. Im April 1797 waren ungefähr 12.000 Mann derselben, zumeist Dalmatiner, im Lagunengebiete stationirt. Großartig waren die Vertheidigungsanstalten auf dem letzteren; dieselben verwandelten das ganze Gebiet von Tre Porti im Norden bis Brondolo im Süden in ein großes verschanztes Lager. 37 größere Schiffe und 168 Fahrzeuge mit 750 Kanonen und über 8000 Mann bildeten die imposante Seewehr, während die große Zahl von Fortificationen auf den großen und kleinen Laguneninseln die feste Grundlage der Vertheidigung ausmachte.

Die Brutalität der französischen Befehlshaber und die Insubordination ihrer im Genusse einer reichen Beute in Italien verweichlichten Mannschaften reifte bei der Bevölkerung eine nahezu verzweifelte Stimmung. Dolch und Verschwörung sollten die Feinde des Landes bezwingen.

Französischerseits hinwieder wurde der demokratischen Propaganda mit Gewalt der Weg eröffnet. Bürgerkrieg und Gesetzlosigkeit waren die Folgen.

Bonaparte's Siege und sein Vordingen nach Steiermark, sowie die weitere Occupation von Vicenza, Padua und Treviso machten die Lage Venedigs immer precärer. Der große Rath, der längst von verrätherischen Elementen majorisirt war, fiel einer förmlichen Lethargie anheim.

Im März und April 1797 war der größte Theil der venetianischen terra ferma der demokratischen Revolution unterlegen. Die Reclamationen bei Bonaparte, der nur die Gültigkeit der Thatsachen anerkannte, waren vergeblich und immer enger schloß sich der Ring um die jungfräuliche Dogenstadt.

Noch einmal entflammte der Patriotismus die Anhänger Venedigs zu einer Gegenrevolution, die mit der ganzen Wuth eines erbit-

terten Volkes geführt wurde. Hunderte französischer Soldaten endeten unter Meuchlerhänden.

Diese Zustände, sowie die Fortschritte der k. k. Waffen in Tirol, erweckten in Bonaparte ernste Befürchtungen für seine Rückzugslinie und bestimmten ihn, nicht ungerne die Hand zu einem Waffenstillstand mit Oesterreich zu bieten. Diesem folgte sechs Tage später am 17. April 1797 der zu Leoben geschlossene Präliminarfriede. Hier war die Theilung Venedigs beschlossen und sein Schicksal zu einer Zeit entschieden, in welcher die venetianische Regierung noch immer auf eine friedliche Beilegung aller Differenzen hoffte.

Die Zeit der Unterhandlungen für den endgültigen Friedensschluß benützte Bonaparte zur Bezwingung des als Tauschobject angebotenen Staates.

An Vorwänden zur Kriegserklärung fehlte es wohl nicht, denn außer den vorne erwähnten Verschwörungen insultirten Venetianer angeblich den französischen Consul in Zante und ein venetianisches Linienschiff*) protegirte zu Porto Quieto (Istrien) ein österreichisches Convoy gegen eine französische Escadre, die sich desselben bemächtigen wollte.

Auf Grund dieser Vorfälle erließ Bonaparte an die Republik ein in den stärksten Ausdrücken der Mißachtung abgefaßtes Ultimatum, welches so weitgehende Forderungen enthielt, daß die Gewährung derselben einer förmlichen Abdication der Souveränität gleichgekommen wäre. Die Wirkung im großen Rathe war eine niederschmetternde; nicht minder war man im Senate erschüttert. Das gedemüthigte Venedig beugte sich vor der Macht und gewährte die schimpflichen Forderungen.

Noch mehr schloß die Dogenstadt nun sich ab. Allen fremden Kriegsschiffen wurde das Einlaufen in das Lagunengebiet verweigert.

Allein die Bereitwilligkeit der Venetianer, alle Forderungen Bonaparte's zu erfüllen, paßte durchaus nicht in dessen Plan, denn gerade das Gegentheil, also Widerstand, mochte er erwartet haben, um der Republik den Todesstoß versetzen zu können. Neue Anläße mußten daher gefunden werden, seinen Zweck zu fördern.

So wurde am 17. April ohne Ursache Verona seitens der von Franzosen besetzten Forts heftig beschossen und dadurch eine Insurrection der Bewohner hervorgerufen, welche dann Kilmaine niederwarf.

---

*) Das Linienschiff war im vollen Recht, weil Porto Quieto ein neutraler Hafen war.

Ein anderer Act, der gleichfalls die Merkmale der Provocation an sich trug, ereignete sich am 20. April zu Venedig selbst. Ein von einem französischem Seeofficier befehligter Lugger forcirte unter dem Feuer des Forts S. Nicolo die Einfahrt von Lido, beschoß die dort stationirten venetianischen Kriegsschiffe, gerieth hierbei an eine mit Bocchesen bemannte Galeotte und wurde von der erbitterten Bemannung derselben geentert und genommen.

Während diese Vorfälle sich abspielten, hatte der Senat zwei Deputirte zu Bonaparte gesendet, welche bestrebt sein sollten, die freundschaftlichen Beziehungen der Republik mit dem General herzustellen.

Der Vorfall in Venedig brachte die Mission zum Scheitern. Indessen forderte Bonaparte am 30. April 1797 in höchst verächtlichen und unerhörten Ausdrücken vor dem Eingehen auf Unterhandlungen die Auslieferung der Commandanten, welche in Venedig den Befehl zum Schießen ertheilt hatten, und der Staatsinquisitoren. Gleichzeitig ließ er das Lagunengebiet durch das Corps des Divisionsgenerals Baraguey d'Hilliers von der Landseite her cerniren.

Nun wurden Parallelverhandlungen sowohl mit dem Letztgenannten wie mit dem französischen Gesandten in Venedig, Lallement, eingeleitet. Bei dieser Gelegenheit äußerte Letzterer, „daß die Erhaltung der Republik zwar beschlossen sei, ihre gegenwärtige Regierungsform jedoch einigen Aenderungen unterzogen werden würde". Er rieth zu Unterhandlungen, anstatt an Widerstand zu denken.

Wenn noch ein Funke von Vaterlandsliebe im Schoße des Senates glimmte, so mußten Lallement's Worte zündend wirken. So war es denn auch. Der Senat traf scharfe militärische Maßregeln. Er berief die Garnison von Padua in die Dogenstadt, beauftragte die Staatsinquisitoren mit der Beaufsichtigung der Militär- und Milizfunctionäre und erließ eine Reihe die Verproviantirung betreffende Decrete. Die energische Haltung des Senates läßt wohl den Schluß zu, daß Venedig schon weit früher aus der verhängnißvollen unbewaffneten Neutralität getreten wäre, wenn ihm nicht die wichtigsten Orientirungsdocumente über die politische Lage in verwerflicher Absicht vorenthalten worden wären.

Das Verhängniß wollte, daß noch in letzter Stunde die Vorsorglichkeit des Senates vereitelt wurde. In dieser kritischen Zeit trat nämlich die illegale „Conferenza" in Thätigkeit. Die Conferenza war der auf 42 Mitglieder verstärkte große Rath unter dem Vorsitze des Dogen. Schon bei der ersten Sitzung am 30. April bemächtigte sich der Majo-

rität ein unbeschreiblicher Schrecken, als die Nachricht eintraf, daß die Franzosen bei Fusine Schanzen aufwürfen, und es fehlte nicht an Stimmen, welche schon damals die Uebergabe des bis an die Zähne bewaffneten Venedigs an die Franzosen befürworteten. Die Arbeiten in Fusine, wo nur 300 Franzosen standen, waren indessen für die Sicherheit Venedigs völlig ohne Bedeutung. Dennoch ward der mit dem Commando der Lagunenvertheidigung betraute Capitän T. Condulmer beauftragt worden, den Schanzenbau und alle auf eine französische Offensive abzielenden Arbeiten entweder mit Gewalt zu verhindern oder deren Fortsetzung durch den Abschluß eines Waffenstillstandes mit dem französischen General so lange hinauszuschieben, bis die Verhandlungen der zu Bonaparte gesendeten Deputirten abgeschlossen seien. Bonaparte's Forderung vom 30. April 1797 war der Conferenza noch nicht bekannt gewesen.

Ein zweites vom Senate selbst beschlossenes Decret an die vorgedachten Deputirten ermächtigte diese, die Verhandlungen selbst auf solche Gegenstände auszudehnen, die bisher allein von den oberherrlichen Entschließungen des Senates abhängig waren. Das Decret blieb ohne Wirkung, da Bonaparte die Deputirten schimpflich abgewiesen hatte. Die Unterhandlungen waren abgebrochen und am 1. Mai erließ der Corse sein berüchtigtes Kriegsmanifest gegen Venedig, worin auch die Abnahme des Löwen von San Marco in allen Städten der terra ferma angekündigt war.

Die Ereignisse geriethen nun in raschen Fluß. Das Manifest Bonaparte's bewirkte, die Leidenschaften allerwärts entfesselnd, zunächst den Abfall und die Revolutionirung aller noch ruhig verbliebenen Provinzen, wie der Polesina, Friaul, Belluno u. A.

Am 2. Mai erschien Bonaparte in Mestre und forderte die unverzügliche Bestrafung der Staatsinquisitoren und des commandirenden Admirals als Genugthuung für den Vorfall am 20. April. Dagegen sicherte er einen Waffenstillstand bis zum 7. Mai zu. In höchste Angst und Aufregung versetzt und jedes moralischen Haltes bar, verfügte die Conferenza die Verhaftung der pflichtgetreuen Männer, welche gewagt hatten, die Pläne Bonaparte's zu durchkreuzen.

Capitän T. Condulmer spielte eine höchst verdächtige Rolle. Es ist schwer zu beurtheilen, welche Eigenschaft bei ihm überwog: die Feigheit oder der Verrath. Er soll übrigens von der französischen Partei bestochen gewesen sein.

Dieser Mann nun trat während der letzten Athemzüge des aristokratischen Regimes in den Vordergrund der Ereignisse als würdiger Partner der verrätherischen Partei.

Unter dem Einflusse des Schreckens verhandelte die Conferenza noch am 2. Mai die Abrüstung der ganzen Lagunendefension und die Entfernung der wackeren und der Republik ergebenen Dalmatinertruppen aus dem Bereiche Venedigs. Hierbei wurde das Gerücht besprochen, daß die Dalmatiner in voller Rebellion begriffen seien und die Plünderung der Stadt im Schilde führen. Auch hieß es, 16.000 venetianische Bürger hätten sich verschworen, alle Edelleute Venedigs zu ermorden.

Obgleich nun alle diese Gerüchte den Stempel der Erfindung an sich trugen, war Capitän Condulmer doch im Stande, die Schauermärchen als unbestreitbare Thatsachen zu bestätigen. Dennoch kam es zu keinem Beschluß.

Die von Bonaparte gewährte kurze Frist war nahezu verstrichen, ohne daß die Conferenza von den neuerlich zu Ersterem abgesendeten Deputirten Nachricht erhalten hätte. Bonaparte hatte sich nämlich nach Mailand begeben. Baraguey d'Hilliers, um eine Fristung gebeten, verweigerte dieselbe. In dieser Nothlage Venedigs verbreitete Condulmer am 5. Mai das Gerücht von einer Vorrückung der Franzosen gegen Chioggia. Diese Nachricht wirkte erschütternd auf die Conferenza und bewog dieselbe nach langer, bis zum Morgen des 6. Mai ausgedehnter Debatte, dem Capitän Condulmer „gestützt auf dessen bekannte Fähigkeit und dessen patriotischen Eifer", eine Reihe von Weisungen zu ertheilen, in welcher Art der französische General zu vermögen sei, von Gewaltanwendungen gegen Venedig abzustehen. Einen feigherzigeren Beschluß hat die Kriegsgeschichte nicht zu verzeichnen.

Die erwähnten Directiven gipfelten darin, daß den französischen Truppen kein Widerstand zu leisten sei und Condulmer zu trachten habe, den Einmarsch der Truppen auf einige Tage zu verzögern, „damit man vorher durch Entfernung der Dalmatinertruppen und Beruhigung der Bevölkerung, jeder Verwirrung vorbeugen könne". Auch die Zahl der einrückenden Truppen solle möglichst reducirt und die Garantie von Leben und Eigenthum bedungen werden.

Mit dieser schmachvollen Instruction war eigentlich die moralische Abdication des Dogenstaates ausgesprochen, doch das Schicksal gestaltete die letzte Stunde des verfallenen Systems noch erniedrigender.

Condulmer verlangte noch weitere Vollmachten, wie die Räumung der als Schlüssel der Lagunen geltenden Position Fort Brondolo-Chioggia an die Franzosen. Man sollte meinen, das Blocadecorps der Franzosen sei übermächtig und jeder Widerstand nutzlos gewesen. Allein Baraguey d'Hilliers verfügte nur über 3000 Mann, hatte keine Fahr-

zeuge, um die Lagunen zu übersetzen, auf welchen ihm die vierfache Zahl tüchtiger Truppen und fast 800 Kanonen gegenüberstanden! Diese Erwägung genügt zur Kennzeichnung des Raffinements, mit welchem die verrätherische Partei dennoch Angst und Schrecken zu verbreiten wußte. Die letztgenannte Partei war eigentlich nichts anderes als die Umsturzpartei. Aus dieser Partei ging denn auch ein geheimnißvoll entstandenes Schriftstück hervor, welches der Conferenza am 9. Mai vorgelegt wurde und eine Reihe von Bedingungen enthielt, von welchen es hieß, daß deren Annahme den Absichten Bonaparte's vollends entsprechen würde. Darunter waren die wichtigen Punkte:

Wahl einer provisorischen Municipalität aus 24 Venetianern an Stelle des großen Rathes;

Einführung der Demokratie;

Verbrennung der Insignien der antiken Regierung am Fuße des zu errichtenden Freiheitsbaumes;

Einmarsch von 4000 Mann Franzosen nach Venedig;

Einberufung der Flotte und Unterstellung derselben unter französischen Befehl, Heimsendung der Dalmatiner;

Ernennung des Dogen und des Patriciers A. Spada, eines Verbündeten der Franzosen, zu Präsidenten der Municipalität;

Ernennung von Deputirten behufs Unterhandlungen mit Bonaparte, dem die schließlichen Anordnungen überlassen bleiben u. a. m.

Obwohl gegen die Illegalität des vorgedachten Documentes keine Zweifel bestehen konnten, so siegte doch die Furcht über die reife Ueberlegung.

Am 10. Mai erfloß das Decret über die Rücksendung der Dalmatiner, am 11. jenes über die Abrüstung aller Vertheidigungsanstalten. Der wichtigste Beschluß über den Wechsel des Regierungssystemes sollte aber am 12. Mai durch den Senat erfolgen.

An diesem verhängnißvollen Tage, dem Todestage der aristokratischen Regierung, sammelten sich aufgeregte Volksmassen, die, in Unkenntniß der Ursache und Tragweite der militärischen Bewegungen, in diesen Vorgängen die schlimmsten Anzeichen erblickten, vor dem Dogenpalast und auf dem Marcusplatz. Und während dort die Agenten der Demokratie die Gährung in jeder Weise zu steigern suchten, spielten sich im Senate höchst peinliche, völlig dramatische Scenen ab.

In dem denkwürdigen Moment, als der Doge blaß und zitternd die angeblichen Wünsche Bonaparte's vorgetragen, die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes betont, ferner die Versprechungen hervorgehoben

hatte, die an die Durchführung einer Reform sich knüpfen würden, und endlich die Schaffung einer Repräsentativregierung beantragte, da ward plötzlich die lautlose Stille der Versammlung durch das Knallen und Knattern einiger Gewehrdecharge unterbrochen, mittelst welcher ein Theil der soeben absegelnden Dalmatinertruppen ihre Landsleute begrüßte. Ein jäher Schrecken bemächtigte sich nun der Senatoren, der ganzen Versammlung, welche die wahre Ursache des Schießens nicht kannte. Man glaubte, die geträumten 16.000 Verschwörer hätten das angedrohte Vernichtungswerk begonnen. In der heillosen Verwirrung erschallten verzweiflungsvolle Rufe nach sofortiger Abstimmung, die hierauf in Hast erfolgte. Selbstverständlich wurde die Abdication der aristokratischen Regierung mit überwiegender Majorität angenommen. Von 537 Senatoren hatten nur 20 gegen die Demokratie gestimmt! So ruhmlos fiel das antike Venedig.

Die Kunde dieses Beschlusses entfesselte alsbald die volle Wuth des, wie sich nun zeigte, dem aristokratischen Regime treu zugethanen Volkes. Es kam zu gewaltigen Ausschreitungen gegen die als Verräther bekannt gewordenen Patricier. Doch gelang es der provisorischen Regierung durch ein phrasenreiches Manifest die aufgeregte Menge etwas zu beruhigen.

Die Constituirung der provisorischen Municipalität mußte aber dennoch unterbleiben, bis französische Bajonette zum Schutze herangezogen waren. Dann erst trat sie in's Leben, begleitet von Leidenschaften, Trug und Uneinigkeit. Aber bei aller Verschiedenheit der Parteitendenzen glaubten sowohl Radicale als Moderirte noch immer, die Oberherrlichkeit Venedigs aufrecht erhalten zu können. Dieser Wahn zerstob nur gar zu bald, denn verachtet und verwünscht von allen zur Schaffung eines demokratischen Staatsverbandes eingeladenen Provinzialvertretungen, verblieb die venetianische Municipalität vereinsamt und sah sich selbst von ihren französischen Beschützern bei Seite gesetzt. Ihr Loos glich dem Schicksale nahezu aller provisorischen Regierungen. Soweit ging die Mißachtung der Franzosen, daß der „souveränen" Municipalität nicht einmal der Friedensschluß von Campo Formio (27. October 1797) angezeigt wurde, welcher die Bestimmung über das Schicksal des venetianischen Staates enthielt!

Am 16. Mai gelang es den zu Bonaparte nach Mailand entsendeten Deputirten, einen Friedensvertrag zu vereinbaren, in welchem unter Anderem die Abdication der aristokratischen Regierung ausgesprochen und der Einmarsch einer französischen Truppendivision in Venedig zur

Aufrechthaltung der Ordnung bedungen wurde. In einer additionellen Convention ward ferner vereinbart:

1. Die französische Republik und jene von Venedig werden sich wegen des Tausches der verschiedenen Territorien untereinander verständigen.

2. Die Republik Venedig zahlt 3,000.000 Lire an die Cassa der französischen Armee.

3. Für andere drei Millionen wird Marinematerial aus dem Arsenale auf Verlangen geliefert.

4. Venedig übergiebt 3 Linienschiffe und 2 Fregatten in voller Ausrüstung an die Franzosen.

5. Aus den Galerien werden der hierzu bestimmten Commission 20 Oelgemälde und aus den Archiven 500 Manuscripte übergeben.

Im Grunde genommen entbehrte der vier Tage nach der Abdication des großen Rathes von Venedig abgeschlossene Vertrag der rechtlichen Grundlage, denn mit dem Aufhören des Mandatars war auch die Vollmacht seiner Abgesandten erloschen, wie denn auch die Ratification des Vertrages durch eine nicht mehr bestehende Körperschaft unmöglich zu erzielen war. Dieser von Bonaparte mit feiner Hinterlist benutzte Umstand brachte das Schicksal Venedigs vollends in seine Hand. Er, der Urheber des Vertrages, verweigerte nun dessen Ratification! Venedig war in seiner Gewalt.

Am 17. Mai 1797 rückte der General Baraguey d'Hilliers mit 4000 Mann in der jungfräulichen Dogenstadt ein und errichtete die provisorische Municipalität. Am 4. Juni, nachdem das Volk über die Bedeutung des demokratischen Geistes hinlänglich belehrt war, errichtete man am Marcusplatze den Freiheitsbaum. Zu seinen Füßen aber lag die geknechtete Venezia.

*
* *

Wenngleich Bonaparte den famosen Friedensvertrag mit der Republik Venedig nicht ratificiren wollte, so bestand er doch auf Durchführung desselben in allen zu Gunsten der französischen Waffen lautenden Vertragspunkten. So wurde der französische Obercommandant in Italien zum Befehlshaber der venetianischen Flotte. Diese Flotte zählte nach verläßlichen Berichten 184 Schiffe mit 2675 Kanonen. Hiervon lagen 30 Schiffe zu Corfu und in anderen Häfen der jonischen Inseln, wo die Flagge des Marcuslöwen noch immer wehte. Allein auch diese

Schiffsabtheilung fiel am 13. Juli mit der Occupation der gedachten Inseln in französische Hände.

Es ist bekannt, wie Venedig während der französischen Besetzung gebrandschatzt wurde, wie man aus dessen Kunstsammlungen und Archiven die kostbarsten Objecte wegschleppte, wie selbst das altehrwürdige Dogenschiff, der berühmte Bucintoro, seines kostbaren Schmuckes beraubt wurde. Man schätzt den damaligen Verlust Venedigs an Kostbarkeiten aller Art auf ungefähr 40,000.000 Lire.

Die Wirthschaft der Franzosen im Arsenale von Venedig spottete aber jeder Beschreibung. Gegen 5000 Geschütze wurden im Geleite aller seetauglichen Schiffe nach Frankreich gesendet. Die am Stapel im Bau gewesenen Schiffe, darunter 10 Linienschiffe und 5 Fregatten, wurden umgestürzt, die Kiele und Spanten durchsägt oder anderweitig beschädigt, während man gleichzeitig die minderwerthigen Schiffe und Fahrzeuge versenkte oder an Private verkaufte. Schließlich überließ man das Arsenal noch einer vierzehn Tage währenden Plünderung durch die Truppen. General Serrurier, der damalige Militärcommandant in Venedig, scheint die Instruction erhalten zu haben, kein Marine- und Kriegsmateriale in österreichische Hände gelangen zu lassen. Diese Aufgabe erfüllte er zum Schaden seines guten Namens so vorzüglich, daß in der That die am 18. Januar 1798 eingerückten k. k. Streitkräfte nicht ein Schiff und keine Kanone vorfanden. Ja selbst das ganze Seearsenal war an einen französischen Armeelieferanten verkauft worden, der seinen rechtlichen Besitz documentarisch nachzuweisen vermochte.

Wie in Venedig selbst, so hatte auch in allen Theilen der terra ferma der Ueberdruß an der französischen Wirthschaft zu gründlicher Ernüchterung geführt und alle an die Volksregierung geknüpften Illusionen vollends vernichtet. Unter diesen Verhältnissen wurde denn auch der Abschluß des Friedens von Campo Formio mit der theilweisen Einverleibung der venetianischen Provinzen zur altehrwürdigen Monarchie der Habsburger von dem überwiegenden Theil der Bevölkerung mit aufrichtiger Befriedigung begrüßt. Neue Hoffnungen versöhnten selbst die Altconservativen mit der bevorstehenden österreichischen Regierung.

*
* *

Werfen wir nun einen Blick auf die Ereignisse, welche dem Sturze der aristokratischen Regierung in den überseeischen Provinzen Venedigs, also in Istrien, Dalmatien und Albanien (Gebiet von Cattaro) folgten.

Längst waren auch in diese von den großen Begebenheiten abseits gelegene Gebiete die Agenten der Demokratie geeilt und bereiteten das Terrain für den Umsturz der Verhältnisse vor. Es war nicht schwer, das in beständiger Unmündigkeit gehaltene, an gewaltthätigen Elementen reiche Volk zu irgend einem Wechsel zu bewegen. Aber merkwürdig, nicht die französische Demokratie, sondern die nationale Freiheit sollte das Schlagwort der Bewegung werden. Das slavische Volk der Küstenprovinzen — von den Venetianern kurzweg Schiavoni genannt — war sich wohlbewußt, daß seinem kriegerischen Geiste, seiner zähen, ausdauernden Kraft und Tapferkeit, endlich seiner Treue Jahrhunderte hindurch der Dogenstaat den größten Theil seines Kriegsruhmes zu danken hatte, ohne daß dieses für Venedig so kostbare Volk in besonderem Grade auf culturellem oder selbst auf materiellem Gebiete irgendwie entschädigt worden wäre. Brachten doch die demokratischen Emissäre die erste Druckerpresse nach Dalmatien!

Den Impuls zur nationalen Bewegung gab die unerwartete Rückkehr der dalmatinischen Truppen aus Venedig, welche den Keim der Unordnung und der revolutionären Maximen in ihr Vaterland verpflanzten. Bevor die demokratischen Emissäre Anhang finden konnten, gab ein in allen Orten Dalmatiens am 15. Juni (Frohnleichnamstag) erschienenes Manifest eines anonymen Patrioten, der das Volk zur Begründung der nationalen Unabhängigkeit aufforderte, das Signal zur Lösung der bestandenen Gesellschaftsbande. Sogleich loderte die Flamme der Anarchie, viele Opfer fordernd, im Lande auf. Spalato, die Castelli, Trau und Sebenico waren die Schauplätze der beklagenswerthen Gräuelthaten. Nur Zara verblieb, Dank der klugen Vorsorge des dalmatinischen Gouveneurs A. Querini und der vorherrschend venetianischen Bevölkerung, in Ruhe. Querini stand übrigens noch vor dem Sturze der aristokratischen Regierung (12. Mai) mit Oesterreich in Verbindung und scheint von dem unmittelbar bevorstehenden Einmarsche von k. k. Truppen nach Dalmatien in Kenntniß gewesen zu sein. So war es ihm möglich geworden, Verdienste um die österreichische Sache zu erwerben, Verdienste, die ihm bald darauf die Geheimrathswürde und das Commando über die vereinigte österreichisch-venetianische Marine eintrugen.

Auch in Dalmatien brachte die Auflösung der Ordnung bald den Zustand der Ernüchterung hervor, und als noch im Sommer des Jahres 1797 Generalmajor Graf Klenau mit den Occupationstruppen erschien, war das Volk des Haders müde und befreundete sich rasch mit dem Wechsel der Regierung. Gegen 30 venetianische Kriegsfahrzeuge wurden

in Dalmatien theils vorgefunden, theils aber flüchteten selbe aus französischem Verbande zu Oesterreich.

In Istrien verliefen die Folgen des Sturzes der Aristokratie beiweitem glimpflicher als in Dalmatien. Die Bewegung beschränkte sich auf tumultuöse Auftritte in den Küstenstädten, wo man das Erscheinen französischer Truppen befürchtete. Am 17. Juni 1797 war schließlich die österreichische Occupation von Istrien beendigt und der geordnete Zustand wieder hergestellt.

Im Allgemeinen behielt die österreichische Regierung die unter den Venetianern bestandene politisch-administrative Eintheilung der occupirten Provinzen bei, aber die Verwaltung wußte die Härten zu beseitigen, durch welche der Dogenstaat die Entwickelung des slavischen Volkes verhindert hatte. Viele den Wohlstand der Bevölkerung förderndе Maßnahmen zeichneten in der That die Epoche der ersten Herrschaft Oesterreichs in den genannten Küstenländern (1797 bis 1806) in hohem Grade aus und es kann ohne Ueberschätzung gesagt werden, daß diese hartgeprüften Provinzen seit dem Falle Roms niemals zuvor günstigerer Verhältnisse sich erfreut hatten, als damals unter dem milden Scepter der Habsburger. Leider war die Zeit zu kurz für die Verwirklichung aller den Aufschwung dieser Provinzen bezweckenden edlen Absichten des Kaisers.

* * *

Im Gegensatz zu den Zuständen in den Küstenländern, wo angesichts der früheren Bedrückung des Volkes eine gerechte Regierung ohne Mühe befriedigen konnte, entwickelten sich auf der venetianischen terra ferma, also im damaligen Herzogthum Venedig, die Verhältnisse in einer den Erwartungen des Kaisers keineswegs zusagenden Weise. Wie leicht hätte dort bei dem überwältigenden Friedensbedürfnisse eine kluge und überlegende Regierung die glänzendsten Erfolge erreichen können! Scheuen wir uns nicht, die dortige Lage zu analysiren.

Zur Zeit der Besitzergreifung des venetianischen Staates durch die kaiserlichen Truppen seufzte der Adel, der Bürgerstand und das Volk gleicherweise unter dem verhaßten und drückenden Joche der Franzosen; insbesondere der Erstgenannte, welcher aus der absoluten Oberherrschaft in die demüthigendste Unterwerfung gerathen war, sehnte sich nach Befreiung. Die Bevölkerung der terra ferma hingegen — wo die aristokratische Regierung aus dem Grunde von allen Schichten in

gleichem Maße gehaßt war, weil das Volk alle Lasten zu tragen hatte, ohne jemals Vortheile zu erringen und weil der Senat jederzeit dahin wirkte, die hervorragendsten Elemente der gedachten Bevölkerung, indem er sie schwächte und verarmen ließ, in Unterwürfigkeit zu halten — hätte sich aus diesen Gründen leichter an die Herrschaft der Franzosen gewöhnen können, vorausgesetzt, daß letztere mäßiger gewesen wären und nicht ohne Unterschied das Privateigenthum angegriffen hätten. Die kaiserliche Armee mußte daher als Befreierin angesehen werden. Eine solche war sie denn auch und als Befreierin ward sie beim Einmarsche auch begrüßt. Die Bevölkerung fühlte sich gedrängt, alle möglichen Opfer zu bringen, um die Interessen des neuen Landesherrn zu fördern, der das Land vom gänzlichen Ruine zu erretten kam und die Segnungen einer Regierung in Aussicht stellte, die als eine der mildesten der damals bestandenen Formen gelten durfte.

Die Zufriedenheit der Bevölkerung war in der That unbegrenzt und nur eine Schaar von Malcontenten, die ihre Rechnung besser mit den Franzosen, mit welchen sie nicht immer die lautersten Interessen verbanden, zu finden suchte, verblieb der kaiserlichen Regierung feindlich gesinnt. Bei der Ankunft der k. k. Truppen flohen viele der Unzufriedenen, um der Rache der durch letztere grausam geschädigten Mitbürger zu entgehen.

Kaiser Franz, vom besten Willen beseelt, den venetianischen Besitz durch innige Bande an die Erbländer zu fesseln, hatte die Leitung der Verwaltung der Provinzen des Dogenstaates in die Hände des Conferenzministers Baron v. Thugut gelegt und diesen zum Generalcommissär in den zugewachsenen italienischen Gebieten, also in Venedig, Istrien, Dalmatien und Albanien ernannt. In jeder dieser Provinzen ward neben dem Militärcommandanten ein Civilcommissär bestellt.

Wäre die Regierung sogleich mit Verwaltungsreformen hervorgetreten, hätte sie nicht gesäumt, die dem Gedeihen der Provinzen zuträglichsten Verfügungen zu treffen und dadurch die gute Stimmung und Zufriedenheit der Bevölkerung zu erhalten und zu festigen, so wären gewiß die guten Absichten des Kaisers erreicht worden.

Allein leider sollte die Opferfreudigkeit der Bevölkerung keine Befriedigung finden. Die Regierung erließ weder neue Gesetze, noch eine neue Verfassung, sondern begnügte sich, auf die 1796 bestandenen Gesetze der Republik zurückzugreifen, deren Mißbräuche sich nur steigern konnten und die dem Kaiser gar keine Vortheile bot. Enttäuschung und Mißtrauen waren die Folgen der übelberathenen und keineswegs ener-

gischen Thätigkeit des Ministers. Allerdings konnte Baron v. Thugut auf die trübe politische Lage Europas hinweisen und geltend machen, daß die Regelung der venetianischen Verwaltung einer ruhigeren Zeit vorbehalten bleiben müsse. Allein das einfache Zurückgreifen auf die sich überlebt habenden Gesetze eines an Corruption zu Grunde gegangenen Staatswesens zeigte denn doch zu wenig Kraft und staatsmännische Weisheit.

Vor Allem machte man sich dadurch den Adel, der vergeblich einen Vortheil für seine verlorene Oberhoheit erwartete, abwendig. Aber auch das niedere Volk von Venedig, an eine Regierung gewöhnt, die seine Trägheit nicht behinderte, mochte leicht ungünstige Eindrücke erlangen. Bleibt noch der in zwei Parteien getheilte Bürgerstand; die eine Partei, welche die untergeordneten, aber einträglichen Stellen verlor, neigte zum alten Regime, die andere, die durch den Regierungswechsel und durch das Aufleben des früher behinderten Handels eine Besserung der Lage erhoffen durfte, neigte zu Gunsten des Kaisers.

Im Allgemeinen kann gesagt werden, daß, indem die Verhältnisse nicht sogleich entscheidende Vortheile den verschiedenen Parteien zu erlangen gestatteten, gerade in jenem Kreise, den man sich verbindlich machen konnte, die meisten Unzufriedenen geschaffen wurden. So kam es, daß die vom Kaiser gewährten zahlreichen und der Monarchie zur Last gefallenen Wohlthaten den Zweck, die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen, nicht erfüllten.

Nach dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1799 verschärften sich die gedachten Verhältnisse noch mehr und je höher die Wogen des verheerenden Kampfes stiegen, desto mehr Verbreitung fand der niedergehaltene Groll der Parteien.

Besonders der Adel erstrebte die Rückkehr der alten aristokratischen Regierung, welche ihm seine Souveränität wiedergeben und seine Parteigenossen zu begünstigen fortfahren sollte. Er bemühte sich im Stillen die Administration und deren Leiter in Verruf zu bringen; durch ungünstige Vergleiche zwischen Einst und Jetzt suchte er die Unzufriedenheit des Volkes zu steigern; er hielt letzterem den unter der fast ununterbrochenen Neutralität der Republik bestandenen blühenden Handel und die damalige Industrie vor, die jetzt durch den fortwährenden Krieg, dessen Kosten das Volk zu tragen hatte, vernichtet waren. Der Adel ließ dem Volke den Unterschied fühlen zwischen dem Zustande des einstigen Ueberflusses und der jetzigen Verarmung, eines Ueberflusses, der durch die Reichthümer gesichert war, welche der Adel zu Gunsten des

allgemeinen Wohlstandes nach Venedig zurückströmen ließ und welche durch die Ausgaben der kaiserlichen Regierung und durch den Unterhalt der Garnison nicht aufgewogen werden. Der Adel erinnerte das Volk ferner daran, daß die Republik für des Letzteren Bedürfnisse sorgte, stets Getreidemagazine den Bedürftigen öffnete und sich selbst mit dessen Vergnügungen beschäftigte, ohne das Volk zu stören oder es aus einer Unthätigkeit zu reißen, die seinen größten Genuß bildete. Der Adel wies schließlich auch darauf hin, daß früher durch die bloße Wachsamkeit die pünktlichste Ordnung aufrechterhalten worden sei, ohne hierzu Soldaten oder Gewalt aufzubieten, wohingegen während der kaiserlichen Regierung die Sicherheit abgenommen habe, das Getreide theuerer geworden, die Bettler alle Gassen mehr als je bevölkerten und sich überall das größte Elend zeige.

Die nächste Folge der Minirarbeit des Adels war denn auch das wiederholte Auftauchen von Conspirationen und meuterischen Erhebungen, welche zu militärischen Maßnahmen für die Niederhaltung der Stadt Venedig zwangen und u. a. gerade zur Zeit der folgenschweren Niederlage von Marengo ernste Besorgnisse erwecken mußten.

Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die dem Sturze Venedigs vorangegangenen Ereignisse eine bedeutende Lockerung der Rechtszustände und Schwächung des allgemeinen Rechtsbewußtseins in allen Bevölkerungsschichten zeitigten, wie auch, daß die Organisirung von Revolutionen und Gegenrevolutionen, wie solche durch Oesterreich zum Nachtheile der Franzosen und Cisalpiner während des Krieges 1799 und 1800 erfolgreich geübt wurde, Elemente von oft sehr zweifelhaftem Ruf an die Oberfläche und zu politischem Einfluß gelangen ließ, welche dann der Umsturzpartei als gefährliche Werkzeuge in die Arme flogen.

Aber noch eine nicht unwichtige Betrachtung möchten wir zum Schluß hier beifügen. Neben der Thatlosigkeit der Regierung, die sich auf die Aufrechthaltung der alten venetianischen Gesetze beschränkte und die Verwaltung der terra ferma einem Civilcommissär übertrug, mußte die Persönlichkeit dieses letzteren von tiefreichendem Einfluß auf die Verhältnisse des Landes sich gestalten. Da nun dieser Functionär aus der Zahl der hervorragendsten Patricier des Dogenstaates gewählt wurde, so war es natürlich und ist psychologisch begründet, daß die Thätigkeit dieses Commissärs durch politische, in die Zeit der alten Regierung hinüberragende Velleitäten beeinflußt werden mußte, so zwar, daß die ehemaligen politischen Gegner des erwähnten Machthabers

während der österreichischen Regierung geschädigt wurden oder doch als benachtheiligt sich betrachteten.

Ein Beispiel dieser Art gab der erste Civilcommissär für Venetien, der gewesene Staatsprocurator Francesco Pesaro. Dieser seinem Vaterlande treuergebene Patricier wurde von Bonaparte mit dem Tode bedroht und, wenn gleichwohl gegen Pesaro's Gesinnungen und Handlungen Nichts vorlag, so genügte der feigherzigen Conferenza die bloße Mißgunst des französischen Machthabers, um die Verhaftung und Auslieferung eines der angesehensten Würdenträger des Staates vorzubereiten. Pesaro flüchtete von Venedig und fand eine Zuflucht auf dem von seinem Neffen, dem venetianischen Admiral Leonardo Correr, befehligten Schiffe. Letzterer sollte seinen Onkel verhaften, aber durch Freundeshand von dem bevorstehenden Befehle unterrichtet, brachte er Pesaro auf einem Kriegsschiffe nach Istrien in Sicherheit. Pesaro wendete sich nach Wien und kehrte von dort, mit Vollmachten ausgestattet, als kaiserlicher Civilcommissär und Geheimer Rath zurück. Seine Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er hätte von seiner Macht einen unedlen Gebrauch gegenüber seinen ehemaligen politischen Gegnern gemacht. Wir fragen aber, ob diese Letzteren, die das Verderben Pesaro's planten, auf Gnade in seinem Herzen hoffen durften. Das Verhalten Pesaro's ist menschlich erklärbar. Anders steht wohl die Frage, ob er unter diesen Verhältnissen die geeignete Persönlichkeit war, in deren Händen die Machtfülle der hohen Stellung zu liegen hatte. Pesaro's Thätigkeit im kaiserlichen Dienste war indeß nur von kurzer Dauer. Schon im Jahre 1799 erlöste der Tod den im sechzigsten Lebensjahre gestandenen schwergeprüften Patricier von einem tiefen Leiden.

Sein Nachfolger war der Patricier Giov. Pietro Grimani, der zur Zeit des Sturzes der aristokratischen Regierung als venetianischer Botschafter am Wiener Hofe weilte und 1798 die Geheimrathswürde erlangte. Grimani's politische Vergangenheit war von den Leidenschaften der Parteien nicht beeinflußt, allein ihm gebrach es an Entschiedenheit und persönlichem Einfluß. Man muß sich der damals in ganz Italien bestandenen völlig anarchischen Zustände erinnern, der blutigen Kämpfe gedenken, die über Nord- und Süditalien Angst und Schrecken verbreiteten, man muß sich erinnern, daß ganze Insurgentenheere aus dem Boden wuchsen und zur Geißel des Landes wurden, bis sie entweder die Sache der Franzosen oder jene der Coalition ergriffen, um dann in zahllosen Kämpfen zersprengt, der Vernichtung anheimzufallen; — des heißen Wirbels dieser Verhältnisse muß gedacht werden, um die

tiefe Rückwirkung zu ermessen, welche dadurch auf die Zustände in Venetien ausgeübt worden war. Die Verwaltung mußte daher eine kräftige Hand führen, um den Geist der Unordnung einzudämmen. Diese Eigenschaft aber besaß Grimani keineswegs.

Bereits im Jahre 1800 war es fühlbar, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Die Verhältnisse wuchsen ihm über das Haupt.

Aber auch ein anderer hoher Würdenträger des österreichischen Venetiens, der Geheimrath und Marinecommandant Andrea Querini, gleichzeitig auch Chef der gesammten österreichisch-venetianischen Handelsmarine, dessen wir bereits gedachten, trug durch Schwäche und tadelnswerthe Aengstlichkeit sehr viel bei, die Macht der Regierung zu untergraben. Die Unordnung und Desorganisation in den Querini anvertrauten weitverzweigten Ressorts und seine Unfähigkeit in der militärischen Leitung der Kriegsmarine ließen seine Wahl als eine höchst unglückliche empfinden. Als der Hofkriegsrath sich veranlaßt sah, nach der verhängnißvollen Schlacht bei Marengo (Juni 1800) die persönliche Verantwortlichkeit Querini's für alle Theile der maritimen Vertheidigung von Venedig auszusprechen, wies Querini diesen Beschluß mit dem Einwande zurück, er hätte wohl gelernt, ein Schiff zu befehligen, allein ein Gegenstand, wie die Vertheidigung von Venedig, liege seinen Kenntnissen und seiner Befähigung viel zu ferne, um hierfür eine Verantwortung übernehmen zu können! Eine ähnliche Erklärung, das politische Ressort betreffend, liegt gleichfalls von Grimani vor. Und solchen Männern war das Wohl des Landes anvertraut!

Der geringe Erfolg in der Beruhigung und Entwickelung von Venetien ist daher auch den Persönlichkeiten zuzuschreiben, welche die Regierung an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte.

Erst als nach dem Frieden von Luneville (1801) Erzherzog Karl mit mächtiger Hand in die Staatsverwaltung griff, vollzog sich auch in Venetien ein Umschwung der Verhältnisse zum Besseren.

Linguistische und historisch-ethnographische Studien in Ungarn.

Von Paul Hunfalvy.

Die Wissenschaft ist unpersönlich; aber die Beiträge zu ihrem Aufbau behalten den persönlichen Charakter, mit welchem sie zur Erscheinung gekommen sind. Die linguistischen und historisch-ethnographischen Studien, von denen ich berichten will, lassen sich von den arbeitenden Persönlichkeiten nicht ablösen: deswegen bin ich gezwungen, oft auch von mir selbst zu sprechen. Auf die Bestimmungen der Persönlichkeiten hat aber das Ungefähr, der Zufall, oder wie man es nennen mag, einen großen Einfluß, den Niemand voraussehen konnte. Die Aeußerungen der Intelligenz sind demnach, eben weil sie zunächst ein Unberechenbares veranlaßt, ganz individueller Natur und lassen sich durch die Erblichkeitstheorie nicht erklären. Als gewesenes Mitglied des ungarischen Reichstags von 1848/49 kam ich im Monat August nach Budapest und verblieb hier, nachdem ich mich der betreffenden Militärbehörde vorgestellt hatte. Es besuchte mich manchmal Franz Toldy, Professor an der Universität und Director der Universitätsbibliothek, und wir sprachen über allerlei. Da ich nicht wußte, was mir die nächste Zukunft bringen werde, ob eine lange Gefangenschaft oder einen baldigen Tod — denn man griff damals weit aus und „räumte" tüchtig auf — so sah ich gleichsam den Abschluß meines Lebens vor mir und ich kam auf den Gedanken, mich doch noch über die Frage zu orientiren, über welche seit einem Jahrhundert ein Streit in unserer engen heimischen Literatur geführt wurde, nämlich über die Frage der finnischen Verwandtschaft, welche der adoptirten hunnischen sich entgegenstellte,

und nicht wenig Animosität erregte. Bisher hatte ich dieser Frage keine Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl mich das Sprachstudium an und für sich interessirte.

Aber politische und juristische Studien sollten meine Aufgabe sein, neben welchen ich mit Vorliebe das Griechische an Sophokles und Thukydides übte. Bevor man also über mein Schicksal entschied, wollte ich einen Einblick in den genannten Streit thun und frug meinen Freund Toldy, ob die Universitätsbibliothek eine finnische Grammatik habe. Er brachte mir den Tag darauf Johann Strahlmann's finnische Grammatik (Petersburg 1816), wohl ein mageres Werk, das aber doch den ersten Heißhunger befriedigte. Denn mit solchem Verlangen warf ich mich auf das Buch, umsomehr, weil der neue Gegenstand mich ganz und gar der tristen Gegenwart entzog, was damals ein ausgezeichnetes, hygienisches Mittel war. Mir scheint es, konnte ich bald Freund Toldy sagen, unsere Literaten zankten um eine Sache herum, die sie nicht kannten und vielleicht gar nicht kennen wollten. Ein überaus glücklicher Zufall spielte mir Renwall's „Lexicon Linguae Fennicae" Åbo (1826) in die Hand; denn im Jahre 1849 war in Budapest ein finnisches Buch eine große, freilich auch eine nicht begehrte Rarität. Und da ich bald auch das Neue Testament in finnischer Uebersetzung (Unis Testamenti, Helsingin Kanpungissa 1840) erhielt, so hatte ich die nöthigsten Mittel zum Erlernen der finnischen Sprache. Außerdem kamen Wilhelm Schott's Werk „Ueber das altaische oder finnisch-tatarische Sprachgeschlecht, 1847" und Jacob Grimm's Besprechung des Volksepos der Finnen „Der Kalewala" im ersten Hefte von A. Hoefer's „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache" zur gelegensten Zeit in meine Hände.

Die Sitzungen der ungarischen Akademie, welche der Belagerungszustand unterbrochen hatte, wurden am 10. Juni 1850 wieder eröffnet. In der Sitzung vom 31. August desselben Jahres erschien auch Dr. Karl Gützlaff, der berühmte Missionär in China, bekannt auch durch sein historisches Werk über dies große Land. Als Gast hielt er einen interessanten Vortrag über die chinesische Sprache und Schrift. Indem er dann die benachbarten Völker erwähnte, die unter dem Einflusse der chinesischen Bildung stehen, kam er auch auf die Dsungaren zu sprechen. Die Sprache derselben sei ihm zwar unbekannt, aber aus chinesischen Quellen schöpfte er die nicht unbegründete Muthmaßung, daß die Dsungaren Nachkommen der alten Hunnen, folglich Brüder der Magyaren seien. Auch wolle er einen begabten jungen Mann aus Ungarn mit sich

nehmen, und ihn nach Dsungarien schicken, damit er an Ort und Stelle sichere Kunde schöpfe.

Man muß sich wundern, wie ein literarisch gebildeter Mann, der auch ein Stücklein Welt gesehen hat, sich die Aufgabe dieses jungen Mannes vorstellte, oder wie er glauben mochte, daß er sie selbst lösen würde. Denn wie könnte man herausbringen, daß die Dsungaren der alten Hunnen Nachkommen seien, da wir die Sprache der Hunnen überhaupt nicht kennen? Ja, wenn es sich zeigen würde, daß die Dsungaren dieselbe Sprache sprechen wie die magyarischen Roßhirten (csikós-en), dann wäre die Bruderschaft der Dsungaren mit den Magyaren außer Zweifel gestellt und man könnte sogar der alten Hunnen ganz gut entbehren. Aber je unwissenschaftlicher die Vorstellung des Herrn Dr. Gützlaff's war, umsomehr sprach sie das große ungarische Publicum an. Die Ferne selbst hat schon etwas Anziehendes und vollends die unbekannte Ferne schimmert in einem Zauberglanz.

Die Schleuse der nationalen Verwandtschaftshypothese war hiermit wieder aufgerissen, so daß sich Anton Reguly bewogen fühlte, in einer späteren Sitzung, am 16. September, die Muthmaßung Gützlaff's zu beleuchten.

Reguly war 1839 — er wollte Skandinavien kennen lernen — nach Stockholm gekommen, wo er mit Arwidson, einem Finnländer, in der königlichen Bibliothek bekannt wurde. Dieser forderte ihn zur Reise nach Helsingfors auf, da ja eine Aehnlichkeit zwischen der finnischen und ungarischen Sprache statthaben solle. Damit begann Reguly's nordische Forschungsreise. Die Jahre 1840 und 1841 brachte er mit dem Studium der finnischen und estnischen Sprachen zu; ging dann nach Petersburg, wo er zwei Jahre mit Vorbereitungen zu einer uralischen Reise verwendete, wozu das Erlernen der russischen Sprache unumgänglich nothwendig war, und wo er, der noch junge Mann, von Seite der Gelehrten Baehr, Fraehn und Kunig einer väterlichen Fürsorge sich erfreute.

Mit Unterstützung dieser Männer — denn die Geldhülfe aus Ungarn gelangte spät dahin — verließ er im September 1843 Petersburg und zog über Kasan in die Uralgegenden zu den Wogulen und Ostjaken. Am 3. März 1845 verließ er Berezow und kam über Perm und Kasan zurück in die Wolgagegend, wo er noch Studien unter Tschuwaschen, Mordwinen und Tscheremissen machte. In Petersburg erholte er sich wohl von seiner an Mühseligkeiten und Entbehrungen überreichen Reise, kam aber noch immer krank in seine Heimath zurück.

„Nach einer vierjährigen drückenden Krankheit bin ich zum ersten Male (16. September 1850) im Stande, im Kreise der Akademie über die Verwandtschaftsbegriffe zu sprechen, wozu mich Gützlaff's Vortrag bewogen hat. Nur einige vorläufige Bemerkungen wollte ich vorbringen, die ich nachher, sofern meine Gesundheit es gestattet, erweitern und begründen werde." Mit diesen Worten schloß Reguly seinen Vortrag, der die Geschichte der Dsungaren berührte und — obzwar nicht scharf genug — das Nebulose der Gützlaff'schen Muthmaßung darstellte. Leider kam Reguly nicht dazu, diesen ersten Vortrag zu ergänzen. Eine anhaltende Krankheit hielt ihn davon ab.

Mit dem 18. Januar 1851 begannen meine Vorträge über das Sprachstudium, das allein das entscheidende Wort in den ethnographischen Fragen zu führen hat. Ohne genaue Kenntniß der betreffenden Sprachen ist jedes Gerede über die Nationalitätsverwandtschaft nur leeres Geschwätze, und wenn es auch von lateinischen Citaten aus aller Herren Länder strotzt. Wer die finnische Verwandtschaft leugnen will, der weise nicht auf Attila's Feldzüge hin, sondern der lerne die finnische Sprache, aber er lerne auch die ungarische Sprache, deren Geschichte sich mit der Muttermilch nicht einsaugen läßt. Die Muttermilchswissenschaft gehört in die Kinderstube, nicht auf die akademischen Katheder oder in die Akademie der Wissenschaften. Aber auch des Türkischen können wir nicht entrathen und es bedarf keiner sehr tiefen Forschung, um uns zu überzeugen, daß, insolange unsere Sprachgelehrten sich nicht entschließen, die verwandten Sprachen zu lernen, weder unsere grammatischen noch unsere lexikalischen Werke den Anforderungen der Wissenschaft entsprechen können. Mit einem Worte, wir müssen zu der Ueberzeugung kommen, daß Niemand ungarischer Sprachgelehrter sein kann, ohne tüchtige Kenntnisse der verwandten Sprachen.

Dem gegenüber entwickelte der Benedictiner Gregor Czúczor eine ganz entgegengesetzte Ansicht. Czúczor war ein Dichter guten Rufes und zugleich ein ausgezeichneter Kenner des Magyarischen. Deswegen wurde er noch vor 1848 sammt Johann Fogarassi, der durch grammatikalische Arbeiten bekannt geworden war (als juristischer Schriftsteller galt er für eine Autorität), mit der Ausarbeitung eines ausführlichen Wörterbuches der ungarischen Sprache betraut. Allein im Jahre 1848 ließ sich Czúczor's Muse zu patriotischen Gedichten verleiten, was er auf Kufstein büßen mußte. Jedoch durch die Intercession des Grafen Joseph Teleki, Präsidenten der Akademie (letzten Gou-

verneur von Siebenbürgen), wurde er seiner Haft entlassen, damit er an dem begonnenen großen Wörterbuch die Arbeit fortsetzen könne. Während seiner Haft hatte er sich an dem recht guten Wörterbuch des Kresznerics eine etymologische Methode angeeignet, nach welcher die ungarische Sprache durch sich selbst erklärt, sowie der Diamant mit seinem eigenen Staube geschliffen wird; und wenn auch einer fremden Sprache, also der finnischen, eine möglicherweise aufklärende Hülfsrolle zuerkannt werden dürfe, diese doch nicht mehr leisten könne, als die Hülfe der lateinischen, griechischen oder einer beliebigen anderen, auch amerikanischen Sprache. Auf diese Weise brachte Czúczor wirklich ganz prächtige Etymologien zu Stande, die den Ungelehrten umsomehr gefallen mußten, je weniger sie ein bestimmtes Urtheil haben konnten. Ich muß es unterlassen, Beispiele anzuführen, wie interessant sie auch wären; sie blieben eben dem fremden Leser unverständlich. Bemerken kann ich, daß die ungarische Sprache mit ihrem Vocalreichthum vorzüglich zu etymologischen Wortspielereien geeignet ist; hat doch Jemand in den letzten Jahren das Chinesische als Grundsprache gekennzeichnet, aus der die ungarischen Wörter ihre Erklärung schöpfen.

Czúczor verstand seine Ansicht mit großer Emphase vorzutragen und da sie, sowie auch die andere Ansicht im akademischen Anzeiger (Értesitő) abgedruckt wurden, so erregten sie allgemeine Theilnahme in dem lesenden Publicum, das damals der mehr beliebten politischen Zeitungsartikel entbehren mußte. Alle, welche die ungarische Sprachwissenschaft und Ethnographie interessirte, theilten sich gleichsam in zwei Lager: in das Lager der Finnisten und das der Nichtfinnisten. Einige verharrten auch in einer zuwartenden Stellung, wie J. Lugossy, Prof. an dem reformirten Collegium in Debreczin, dessen antiquarisch-culturhistorischen Arbeiten zu den besten dieser Zeit gehören. Dasselbe galt von Aron Szilády, einem Schüler Lugossy's, der in Constantinopel türkische Studien betrieb und bald durch seinen schönen, echt magyarischen Styl Aufmerksamkeit erregte.

Außerhalb der Akademie erklärte sich zu allererst Stephan Fábián, katholischer Pfarrer zu Széplak, nachmals Domherr am Raaber Capitel, für die Ansicht der Finnisten und machte sich daran, eine kurze finnische Grammatik für ungarische Leser zu schreiben. Ihm folgte Mansuet Riedl nach, Docent der ungarischen Sprache an der Prager Universität, allwo Schleicher und Curtius zeigten, welche Bedeutung das Sprachstudium hat und was es heißt, comparative Sprachwissenschaft betreiben, freilich nicht in Czúczor's Sinne. Riedl verfaßte bald seine

„Magyarische Grammatik, Wien 1858" nach der wissenschaftlichen Ansicht, die Hunfalvy vertrat.

1856 begann die von Paul Hunfalvy redigirte Zeitschrift „Magyar Nyelvészet" (Magyarische Sprachwissenschaft) zu erscheinen; die neue Richtung erhielt also außer dem akademischen Anzeiger ein eigenes Organ. Gleich im ersten Bande erschien vom Redacteur die Analyse der objectiven Conjugation, ein eclatantes Zeugniß für die Nothwendigkeit des Studiums der verwandten Sprachen. Bekanntlich hat das ungarische Verbum eine doppelte Conjugation, eine subjective, in welcher blos das Subjectum zum Ausdrucke kommt, wie im Deutschen, Lateinischen u. s. w., z. B. ich weiß, ihr wisset magyarisch: tudok, tudtok; und eine subjectiv-objective, in welcher außer dem unausbleiblichen Subject auch das Object der zweiten und dritten Person ausgedrückt wird, z. B. tud-l-ak, ich weiß dich, tud-om, ich weiß es, sie (sowohl im Singular, als auch im Plural), tud-já-tok, ihr wißt es, sie. Von dieser Analyse, namentlich davon, daß der sichtliche und versteckte Exponent des Objectes der dritten Person ein pronomen demonstrativum ist, war früher Nichts bekannt; man konnte also das Vorgehen der Sprache nicht verstehen, warum die subjectiv-objective Form mit der ersten Person als Gegenstand unverträglich ist und warum sie auch in relativen Sätzen keine Anwendung findet. Denselben wichtigen Gegenstand behandelte auch der nächstfolgende Band, welcher die mordwinische, wogulische und samojedische subjectiv-objective Conjugation als Erläuterung anführen konnte.

Das „Magyar Nyelvészet" fand mehrere eifrige Mitarbeiter, aber Reguly erschien nicht unter ihnen — er war krank. Dennoch las er im Winter 1857 und im Frühling 1858 mit Hunfalvy wogulische Sagen und Lieder, um sie mit diesem vereint herauszugeben, wobei Hunfalvy das Grammatikalische derselben aufzeichnete und systematisirte. Im Sommer desselben Jahres starb aber Reguly. Es war demnach ein Glück, daß Hunfalvy mit dem Wogulischen bekannt wurde, da Reguly wohl Wörterverzeichnisse, aber keine Uebersetzung der Originaltexte, umso weniger irgend einen grammatikalischen Versuch hinterließ. Für die noch zahlreichen ostjakischen Texte, die er sich — nach seiner Versicherung — in Berezow von den zur Steuerabgabe versammelten Ostjaken binnen zehn Tagen in die Feder hatte sagen lassen, giebt sein Nachlaß noch weniger Aufschluß.

Professor Boller in Wien ließ damals eine beträchtliche Reihe Abhandlungen über die altaischen Sprachen in den Ausgaben der

k. k. Akademie erscheinen, in denen er auch die linguistischen Arbeiten in der ungarischen Akademie erwähnte. Ein Studiosus der Göttinger Universität, Joseph Budenz, Schüler Benfey's, wurde durch die Boller'schen Abhandlungen vermocht, besondere Aufmerksamkeit der ungarischen Sprache zuzuwenden. Mehrere protestantische, namentlich reformirte Theologen studirten damals in Göttingen, deren Bekanntschaft Budenz aufsuchte und sich mit ihnen in der ungarischen Sprache übte. Dieselben Theologen vermittelten einen Briefwechsel zwischen Budenz und Hunfalvy und ersterer kam im Jahre 1858 nach Budapest. Anfangs hielt er sich in der Provinz, namentlich in Debreczin, auf, von wo Jos. Lugossy, dessen erste ungarische Arbeit in das „Magyar Nyelvészet" einsendete. Von nun an ward Budenz der eifrigste Mitarbeiter der genannten Zeitschrift.

Die Akademie der Wissenschaften durfte bereits feierliche Wahlsitzungen halten. In der ersten wurde Paul Hunfalvy — seit 1843 correspondirendes — zum ordentlichen Mitglied erwählt. Am 31. März 1859 nahm er seinen Sitz als ordentliches Mitglied mit der Abhandlung „Eine wogulische Sage" ein. Es ist dies eine naive Schöpfungssage, wie sie nur bei einem Jäger- und Fischervolke im hohen Norden entstehen konnte. Numi Tarom (der höchste Gott) läßt durch den Elm-pi (Luftsohn) die Erde aus einer Scholle, welche dieser von dem Meeresgrunde hervorholt, schaffen, sie mit seinem silberknöpfigen Gürtel (dem Ural) befestigen, dann den Menschen und die Waldesthiere aus Lehm und Schnee formen und die Ehe stiften, worauf dann die Frage um die Nahrung und Kleidung der Menschen sich aufdrängt. Jedesmal, wenn Elm-pi einen neuen Act auszuführen hat, steigt er auf einer siebensprossigen Leiter, die aber so hoch ist, daß selbst die Krallen des Eichhörnchens abstumpfen und dessen Kopf schwindlich würde, zum Himmel, allwo Numi Tarom, sein siebenzöpfiges Haupt gesenkt, vor einem silbernen Tisch sitzt. Nun steigt Elm-pi deswegen hinauf, um von Numi Tarom zu erfragen, wie die Menschen sich Nahrung und Kleidung verschaffen können. Numi Tarom giebt ihm je zwei Fische von verschiedenen Gattungen, damit er sie in den As (Ob-Fluß), in kleinere Flüsse und in die Seen entlasse; dann giebt ihm Numi Tarom Anweisung, woraus und wie Netze, Bogen und Pfeile verfertigt werden können. — Elm-pi steigt zur Erde hinab und thut, wie ihn Numi Tarom gelehrt hat. Nach sieben Wintern und sieben Sommern sieht Elm-pi sein Werk und dessen Folgen an und erstaunt, daß die Jäger in den Wäldern, die Fischer in den Flüssen und Seen nicht mehr Raum

finden, so sehr hatten sich die Menschen vermehrt. Jetzt steigt er zum siebenten und letzten Male hinauf, um Rath. „Nimm den Kulj-ater (Todesengel) mit hinab und laß ihn los. Er wird Krankheiten verursachen und die Menschen werden in dem Verhältniß hinsterben, in welchem sie zur Welt kommen.“ Elm-pi thut es und nach sieben Wintern, sieben Sommern sieht er noch einmal die Erde und ihre Bewohner und findet, daß ebenso viele Menschen sterben, als geboren werden. Dies ist der Zustand der Menschheit.

Hunfalvy gab die Sage, in welcher die Siebenzahl sichtlich hervortritt, mit einer grammatischen Einleitung, Uebersetzung und mit Wörterbuch heraus, woraus man zum ersten Male ein Bild von der interessanten Sprache sich verschaffen konnte, von der man bis dahin nur einige und nicht immer richtige Wörterverzeichnisse hatte. Im Jahre 1864 gab Hunfalvy unter dem Titel „Das Land und Volk der Wogulen“ (A Vogul föld és nép) die wogulischen Sagen und Lieder, die er auszulegen vermochte, mit ungarischer Uebersetzung heraus, indem er zugleich die reiche Ausbeute herzählte, welche Reguly von den Wogulen und Ostjaken heimgebracht hat, eine Ausbeute, wie sie Niemand vor ihm brachte und auch nach ihm Niemand mehr bringen wird, was die Erfahrung des finnischen Gelehrten Ahlqvist bestätigt, der nach Reguly schon zweimal unter den Wogulen und Ostjaken gereist ist, und nichts, außer einigen ostjakischen Märchen auffinden konnte. Denn mit der Ausbreitung des russischen Christenthumes verändern sich dort die Verhältnisse sehr schnell, demzufolge die mündlichen „heidnischen“ Ueberlieferungen der Vergessenheit anheimfallen.

Der große Werth des von Reguly mitgebrachten Schatzes wurde auch durch andere Publicationen aufgedeckt. Joseph Budenz gab nämlich 1862 und 1863 Tschuwaschische und Tscheremissische Studien aus den Reguly'schen Notizen heraus; 1866 erschien von ihm ein Wörterbuch des Wald- und Bergdialektes des Tscheremissischen, auch unter dem lateinischen Titel: „Vocabularium Ceremissicum utriusque dialecti, imprimis e collectione Regulyana.“ Endlich publicirte er „Mordwinische Mittheilungen“ mit einem möglichst vollständigen Wörterbuch. Hunfalvy selbst ließ 1872 „Die Sprache der Konda-Wogulen“, nach einer wogulischen Uebersetzung des Evangelium Matthäi und Marci, und 1875 „Die Sprache der nördlichen Ostjaken“ erscheinen.

1872 wurde an der Budapester Landesuniversität ein eigener Lehrstuhl für die verwandten Sprachen errichtet, den Budenz erhielt, der als Privatdocent bereits drei Jahre an der Universität gewirkt, eine

nicht geringe Zahl von Schülern an sich gezogen und für das sonst so gerne übersehene Studium der verwandten Sprachen gewonnen hatte. Seine „Magyarische und finnisch-ugrische Wortübereinstimmungen" versuchten die betreffende Sprachvergleichung auf ein sicheres Fundament zu stellen und er konnte bereits eine vermehrte zweite Ausgabe desselben Werkes beginnen, das 1873 bis 1881 unter dem Titel: Magyarisch-ugrisches Wörterbuch (Magyar-ugor szótár) erschienen ist. Nebenbei schrieb er eine faßliche finnische Grammatik, die auch bald eine zweite Ausgabe erforderte. Außer seinen vielen Arbeiten — „Ugrische Studien" erschienen in deutscher Sprache — erwähne ich hier noch seine Mokscha-Ersa-Mordwinische Grammatik von 1877, die vorzüglich zum Gebrauche seiner Schüler geschrieben wurde. Sie umfaßt wohl nur 133 Seiten, ist aber vielleicht die präciseste Sprachlehre des Mordwinischen unter allen, welche bis jetzt in anderen Sprachen erschienen sind.

Zu den eifrigen Finnisten gehört auch Ferdinand Barna, der eine gut lesbare Uebersetzung des finnischen Epos lieferte, die 1876 erschien, und mehrere culturhistorische Abhandlungen aus dem Leben der Mordwinen in den akademischen Sitzungen vortrug.

Mit Unterstützung der Akademie machten in den letzten Jahren Ignaz Halász und Berthold Munkácsi, jener unter den schwedischen Lappen, dieser unter den Wotjaken Studienreisen. Von Ersterem erschienen 1885 Sprachproben (neutestamentliche Uebersetzungen und Wörterbuch aus den Lappmarken Lule und Piteå); dann 1886 Sprachproben aus Jemtland in Schweden. Von Munkácsi erhielten wir 1883 wotjakische Texte: Märchen, Räthsel, Lieder — und 1887 einen Band Reliquien der wotjakischen Volksdichtung.

Auch von einem finnischen Gelehrten, Arvid Genetz, der eine Forschungsreise unter den Lappen der großen Kolahalbinsel gemacht hatte und darauf längere Zeit in Budapest sich mit dem Studium der ungarischen Sprache beschäftigte, erhielten wir das Evangelium Matthäi in dem Kildin'schen und Akkala'schen Dialekte dieser russischen Lappen sowie längere Originaltexte von den Ter'schen Lappen (an der westlichen Küste des Weißen Meeres). Außer Arvid Genetz hat Anton Almberg (Jalava) Ungarn längere Zeit und mehrmals besucht; er so wie Genetz waren im Stande, ungarische Vorträge in dem Kisfaludy-verein und in der Akademie zu halten. Von unserer Seite war Joseph Szinyei jun. längere Zeit Gast in Finnland, wo er mit dem erwähnten Almberg eine Grammatik der ungarischen Sprache für Finn-

länder finnisch herausgab. Szinnyei, der jetzt Professor der verwandten Sprachen an der Franz Joseph-Universität in Klausenburg ist, gab 1884 ein finnisch-ungarisches Lexikon heraus.

Aus den angeführten Arbeiten ist es ersichtlich, daß das Studium der finnisch-ugrischen Sprachen seit 1850 in Ungarn einige Fortschritte gemacht hat.

* * *

Ich habe mit diesen Studien darum begonnen, weil sie den Hauptanstoß auch zu dem tieferen Erforschen der ungarischen Sprache gaben. Das große Wörterbuch wurde nach Gregor Czúczor's Tode (1866) von Fogarassi allein fortgesetzt. Der erste Band desselben erschien 1862, der sechste und letzte Band 1874. Obgleich das große Werk der Czúczor'schen Ansicht: „daß die verwandten Sprachen keine größere Rücksicht verdienen, als jede andere Sprache", treu blieb und deswegen seine Etymologien fast ohne Ausnahme vor der ernsten Kritik nicht bestehen, so hat es doch einen vorzüglichen Werth durch die Aufhäufung des gemeinen Sprachschatzes. Einzelne Abschnitte der Grammatik, wie die Lehre von dem richtigen Gebrauche des Verbaltempus, wurden nach Hunfalvy's Anregung auch von Johann Fogarassi und Gabriel Szarvas eingehend behandelt. Letztgenannter Szarvas giebt seit 1872 mit Unterstützung der Akademie eine Monatsschrift „Ungarischer Sprachwart" (Magyar Nyelvör) heraus, welche sich zur Aufgabe stellt, den im Volke noch verborgenen Sprachschatz zu retten, grammatikalische Fragen zu besprechen und dem verderblichen fremden Einfluß, zumal auf die journalistische Literatur, die stets flüchtig arbeiten muß, zu wehren, zugleich aber auch dem Unrichtigen das Richtige entgegen zu stellen. Unter den Hauptmitarbeitern des Sprachwarts ragt Sigmund Simonyi, Professor der ungarischen Sprache an der Budapester Universität, hervor, der durch viele grammatikalische Arbeiten sich einen bedeutenden Ruf erworben hat.

Szarvas und Simonyi arbeiten auch seit mehreren Jahren und mit vielen Gehülfen an einem sprachhistorischen Wörterbuch, welches den Sprachschatz der alten Literatur zusammenstellen will, den das Czúczor-Fogarassi'sche große Wörterbuch kaum berührt hat. Diese alte Literatur besteht zwar nur aus bedeutenden Theilen der Bibelübersetzungen von 1466, sowie vom Ausgang des fünfzehnten oder vom Eingang des folgenden Jahrhunderts — jedoch vor der deutschen Reformation — ferner aus in Klöstern geschriebenen Codices religiösen Inhaltes,

endlich aus einer poetischen großen Legende der heiligen Katharina; sie hat uns aber doch manche lexikalische und grammatikalische Sprachperlen aufbewahrt, so daß man mit großem Interesse der Publication dieses Wörterbuches entgegensieht.

*

* *

Auch die türkisch-tatarischen Sprachen blieben nicht außerhalb des Bereiches der neueren ungarischen Sprachwissenschaft, ja, sie errangen sich in derselben durch die bekannte Reise und die zahlreichen Bücher Hermann Vámbéry's eine hervorragende Stelle. Bereits vor seiner Reise nach Mittelasien (1861) gab er nach einer türkischen Handschrift eine tschagatai-türkische Wörtersammlung „Abuska" heraus, welche Budenz mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitete. Der Letztere veröffentlichte 1865 eine Darstellung der Sprache der Khiwatataren, zu welcher ihm der mit Vámbéry aus Khiwa hiehergebrachte Tatare Mollah Isaak als Quelle gedient hat. 1867 erschienen bei Brockhaus in Leipzig Vámbéry's „Tschagataische Sprachstudien" und 1871 in Innsbruck dessen „Ungarische Sprachmonumente," letztere mit Unterstützung der ungarischen Akademie.

Im Jahre 1877 gab Vámbéry ein „etymologisches Wörterbuch der türkisch-tatarischen Sprachen" heraus, welches in den „Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen" 200 Seiten ausfüllt. Die meisten der erwähnten größeren und kleineren Abhandlungen und ganze Bände sind in diesen, auf Unkosten der ungarischen Akademie gedruckten Mittheilungen erschienen, welche von 1862 bis 1878 in 14 Bänden Paul Hunfalvy redigirt hat, seitdem aber unter Budenz' Redaction stets neue Sprößlinge treiben, die neben den Bänden der Mittheilungen sich entfalten.

Vámbéry ist an der Budapester Universität Professor der türkischen und persischen Sprachen und hat als solcher bereits einige ausgezeichnete Schüler herangebildet. Einer derselben, Gabriel Bálint, ein Székler, hielt sich längere Zeit mit Unterstützung Fogarassi's und des ungarischen Ministeriums in Asien bei den Tataren und Mongolen auf. Von diesem erschienen 1875 kazan-tatarische Texte mit Uebersetzung; eine türkische Sprachlehre, ebenfalls 1875; endlich 1877 eine „Ausführliche Nachricht über das nördliche Burjät-Mongolische", enthaltend Texte mit Uebersetzung, eine kurzgefaßte Grammatik und ein Wörterverzeichniß.

Ein anderer vorzüglicher Schüler ist Ignaz Goldziher, der nach einem längeren Aufenthalt in Egypten und Arabien sich auf den Gebieten der semitischen Sprachen und Literaturen bewegt und einen wohlklingenden Namen unter den Orientalisten Europas erlangt hat. Seine Arbeiten gehören aber nicht in den Kreis der gegenwärtigen Abhandlung.

Ein dritter Schüler, Ignaz Kúnos, muß noch hier erwähnt werden, weil seine Arbeiten auf dem türkischen Sprachgebiete vorzüglich hierher gehören. Nach einem längeren Aufenthalte in Constantinopel, allwo er seine Aufmerksamkeit auf die türkische Volkssprache wendete, setzte er in Kleinasien das Studium dieser Volkssprache fort, in welcher er dramatische Volksstücke fand, von denen drei unter dem Namen „Karagöz" 1886 und 1887 erschienen sind. Es sind dies Possenstücke, die zur Zeit des Ramazan gespielt werden. In dem letzten Jahre erschien noch von ihm ein Band osman-türkischer Volksmärchen. Nach einer längeren Einleitung über die türkischen Volksmärchen erhalten wir auf 323 Seiten 74 Märchen, die uns einen besonderen Einblick in den türkischen Volksgeist gestatten, welchen die gelehrte türkische Literatur ignorirt. — Budenz gab 1886 einen kurzen Abriß der Formenlehre des Mandschui'schen heraus.

Besondere Erwähnung verdient eine gelehrte Arbeit des Grafen Géza Kunn, nämlich die Herausgabe des „Codex Cumanicus" aus der Bibliothek des Markus-Doms in Venedig, Budapest 1880. Es ist dies die erste vollständige Ausgabe des sogenannten Petrarca-Codex. Der von genuesischen Franciscanern im Jahre 1303 geschriebene Codex enthält die einzigen Ueberbleibsel der kumanischen Sprache und hat demnach ein vorzügliches ethnographisches Interesse für Ungarn, das zwei kumanische Districte bis auf unsere Tage aufzuweisen hat. Zwar sind diese im Jahre 1238 angesiedelten ungarischen Kumanen echte Magyaren geworden, die theils Reformirte, theils Katholiken sind: aber noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts lebten unter ihnen kumanische Spracherinnerungen.

Der kumanische Codex leitet uns zu den historisch-ethnographischen Studien hinüber, die wir nun erwähnen wollen.

*
* *

In meinem größeren Werke „Das Land und Volk der Wogulen", das 1864 erschienen ist, zeigte ich sowohl durch sprachliche, wie auch

durch historische Zeugnisse, daß die Urheimath der Magyaren an der südlichen Grenze der ugrischen Völker, der Syrjänen-Wotjaken und der Wogulen, zu suchen sei, allwo die nördlichsten Mordwinen noch heute sitzen. Ich zeigte, daß wir Erinnerungen an diese ferne Heimath auch in unseren Chroniken finden, welche dieselbe wohl Scythien nennen, aber sie doch durch einige Züge genauer bestimmen. Diese Züge sind die Erwähnung der kostbaren Pelze; des Jäger- und Fischerlebens; des Togotaflusses, welcher durch Irkanien in das Eismeer strömt, und des an der östlichen Grenze liegenden „Jorianischen Reiches = regnum Jorianorum".

Die kostbaren Felle der Zobel und Marder werden, namentlich von dem Anonymus, mit Bedacht hervorgehoben, und es wird ausdrücklich erzählt, daß in jener Urheimath der Magyaren nicht nur die Edelleute Zobelpelze tragen, sondern auch Unadelige, sogar Schäfer, Rinder- und Schweinehirten ihre Kleider mit Zobelbrämen schmücken. Es wird weiter gesagt, daß jene Urmagyaren nicht von dem Erzeugniß des Bodens, also von dem Ertrage des Ackerbaues, sondern nur von der Beute der Jagd und der Fischerei lebten. (Terram non laborabant; non habebant domos artificio paratas, sed tantum tentoria de fittro parata; carnes et pisces manducabant. Vestiti erant de pellibus zobolorum et aliarum ferarum. Ubi ultra modum habundanter inveniuntur zobolini, ita quod non solum nobiles et ignobiles vestiuntur inde, verum bubulci et subulci ac opiliones sua decorant vestimenta in terra illa. Anonymus I.).

Das scythische Reich, so heißt es bei Simon de Kéza, der sein Werk dem Ladislaus Cumanus (1272—1290) widmet, reicht im Orient an das jorianische Reich; es hat zwei große Flüsse, den Etul (Wolga, nicht Don) und den Togota (Togora)*), der aus Scythien nach Irkanien in das Eismeer fließt (intrat tandem in Irchaniam vergens in mare Aquilonis). Unter dem Jorianischen Reiche ist es wohl erlaubt, das Jugorische Land zu verstehen, das heißt, das Land der Wogulen und Ostjaken, welches schon lange durch seine sehr gesuchten Pelzwerke berühmt war. Dieses Jugorische Land lag also, nach dem Ausdruck des Chronisten, an der östlich-nördlichen Grenze der magyarischen Urheimath. Noch bezeichnender ist aber Irkanien. Wir wissen aus Theophylactus Simocatta (Bonner Ausgabe VII., 8. Seite 285), daß die Obebene im Westnorden des Altaigebirges Ikar hieß, und aus Abulgasi († 1663) wissen wir

*) Die älteren Manuscripte haben Togota.

(Lehrberg, Untersuchungen u. s. w. S. 40), daß der Obfluß bei den Tataren Ikran genannt wurde. In dem Irkanien des ungarischen Chronisten, dem das Hyrcania aus den lateinischen Autoren geläufiger war, möchten wir den tatarischen Namen des Obflusses erkennen, in welchen sich der Togota, d. h. Irtisch, ergießt, der auch heute bei den südlichen Ostjaken Tangat heißt und natürlich durch den Ob in's Eismeer strömt.

Dies sind unzweideutige Fingerzeige nach der unbekannten Urheimath der Magyaren; es ist aber schwer zu bestimmen, ob diese aus Erinnerungen stammen oder sich durch den Verkehr zwischen jenem Zobellande und den südlichen Gegenden gebildet haben, welcher Verkehr nebst den Pelzwaaren auch die geographischen Namen: Togota, Ikran, regnum Jorianorum hieher bringen konnte.

Aber schon damals hegte ich große Zweifel gegen die historische Wirklichkeit des Weiteren, was unsere Chroniken mit so großer Vorliebe erzählen, daß nämlich die Magyaren directe Descendenten der Hunnen seien. Die Chroniken behaupten mit der größten Bestimmtheit, daß die Hunnen nach der berühmten Chriemhildeschlacht*) unter Chaba's Anführung nach Scythien zu ihren Verwandten zogen (ein kleiner Theil jedoch flüchtete sich in das Feld Chigle, von dem die Székler abstammen), und von daher nach einigen Jahrhunderten mit Arpad in Attila's Erbe zurückkehrten. Die Erinnerung an die Chriemhildeschlacht konnten die Magyaren wohl nicht aus Scythien mitbringen, sintemal sie kein geschichtliches Ereigniß war; aber auch im 10. und 11. Jahrhunderte konnten sie dieselbe weder in Ungarn noch anderwärts als Erzählung erfahren, denn sie war damals noch unbekannt. Ueberhaupt stellen sich die Magyaren selbst nirgends als Hunnen vor, was wohl, wenn sie es gethan hätten, der purpurgeborne Constantinus, dem wir die meiste und sicherste Kunde um 945 von den Turken (Magyaren) verdanken, nicht versäumt hätte zu bemerken, da er mehrere Häuptlinge kannte und auch nicht ungern pikante Nachrichten erzählt. Den sichersten Beweis aber, daß Constantinus die Magyaren nie als Hunnen denken konnte, giebt er uns selbst an die Hand, als er den berühmten Attila einen Avaren nannte. So sehr war die Erinnerung an die Hunnen um 945 in Constantinopel verblaßt.

Auch die lateinischen Schriftsteller, die Zeitgenossen Arpad's und dessen ersten Nachfolgers, der prumer Abt Regino, Liutprant, dann alle

---

*) Istud est prelium, quod Huni prelium Crumhell usque adhuc nominantes vocaverunt. Simon de Kéza. — Chronicon pictum Viennense u. s. w.

anderen Chronisten in Pertz' Sammlung, welche die Begebenheiten des 10. Jahrhunderts und namentlich die Plünderzüge der Magyaren erzählen, nennen diese nie und nirgends Hunnen, sonder immer ungri, ungari, ungarii. Nur einmal werden sie agareni genannt; aber Ekkehardus fügt zu dem Jahre 958 gleich hinzu: „Diejenigen, welche die Ungarn Agaren nennen, irren sehr (qui autem Ungros, Agarenos putant, longâ viâ errant).

Die Verwandtschaftsfrage der Ungarn mußte ich aber in meinem 1876 erschienenen Werke „Ethnographie Ungarns" (Magyarország ethnographiája) eindringender behandeln, folglich auch die ungarischen Chronisten, namentlich den Notar des Königs Béla (P. dictus magister ac quondam bone memorie Gloriosissimi Bele regis hungarie notarius), den wir mit einem Worte Anonymus nennen, einer genaueren Prüfung unterwerfen. Jedermann, der den Anonymus liest, kann sofort bemerken, daß dieser die Hauptpersönlichkeiten der Epoche, in welcher die Magyaren auftreten und mit denen sie zu schaffen hatten, nicht einmal den Namen nach erwähnt. Der Anonymus kennt weder Arnulf, den deutschen Kaiser, noch Swatopluk, den bedeutenden Mährenherrscher, noch Symeon, den mächtigen Bulgarenfürsten. Hingegen kennt auch die Geschichte nicht die Fürsten, unter welche Anonymus das zu erobernde Reich theilt, einen Zalan, einen Men-Marot, einen Gelou, einen Glad. Von diesen Herrschern wußte man sogar bis 1746 nichts; denn in diesem Jahre erschien zuerst aus der Wiener Hofbibliothek unser Notarius, in den Schwandtner'schen „Scriptores rerum Hungaricarum". Dieser Notarius nun läßt schon bei Kiew, also um 883 – 888, die Kumanen mit Arpad einen Bund machen, und sie als vorragende Helden bei der Eroberung des Landes wirken, trotzdem die Kumanen erst 1061 den russischen Theilfürsten bekannt werden, und mit den Ungarn zuerst unter Salomon und Ladislaus dem Heiligen um 1085 und 1091 kämpfen.

Der Anonymus läßt den Arpad Donationen geben, was erst nach der Errichtung des Königthumes geschehen konnte; denn erst dann konnte sich der Rechtsbegriff entwickeln, daß der gesammte Boden der Krone gehört, und der Privatmann oder die geistlichen Stifter nur kraft einer königlichen Donation in Besitz liegender Gründe und gewesener königlicher Dörfer gelangen können. Die Donatarier des Arpad sind aber zum allergrößten Theil Kumanen, was eine große Bedeutung hat. Der Anonymus war gewiß Notarius Béla's IV. und mochte sein Büchlein unter Stephan V. oder dessen Sohne Ladislaus III. (unrichtig IV.),

welcher wegen seiner kumanischen Mutter Elisabeth auch der Kumanische genannt wird, compilirt haben. Die Politik Béla's IV. und seines Sohnes und Enkels mußte sich auf die Kumanen stützen — was hier nicht begründet werden kann, sondern nur als unumstößliche Thatsache angeführt wird — daher das Bestreben des königlichen Notarius, die Kumanen hervorzuheben und sie als Ebenbürtige den adeligen Geschlechtern an die Seite oder gar an die Spitze zu stellen. Die Constitution, welche er durch Arpad den neuen Bewohnern des Landes geben läßt, ist auch nur ein Echo der berühmten „Goldenen Bulle" von 1222. Mit einem Worte, der Anonymus setzt seine Zeit in die Epoche der magyarischen Occupation, indem er die Namen der besitzenden Geschlechter als arpadische Helden darstellt und Ortsnamen des 13. Jahrhunderts zum Schauplatz von erdichteten Begebenheiten jener Zeit macht.

Was mochte aber die Veranlassung zur Bildung der hunnischen Verwandtschaft gewesen sein? fragt man mit vollem Rechte. Die Kreuzzüge und die Nibelungen.

Die abendländischen Chronisten nannten die Avaren sehr oft Hunnen; Karl's des Großen Heere zogen gewöhnlich nach Hunnien gegen die überstolzen Avaren (contra superbissimam gentem Avarorum in Hunniam). So wie das heutige Ungarn nach der Römerzeit Pannonien, so wurde es nach der Karolingerzeit gerne Hunnien genannt. Durch dieses Hunnien zogen auch die ersten Kreuzzüge; was war denn natürlicher, als daß man die damaligen Bewohner desselben auch Hunnen anfing zu nennen? Otto Frisingensis gebrauchte zwar noch nicht diese Benennung, wenn er von den Ungarn spricht, aber sie schwebte in der Luft. Die Byzantiner, welche von den Kriegen der griechischen Kaiser mit den Ungarn im 12. Jahrhundert erzählen, nennen diese schon meistens Hunnen; was vor zwei Jahrhunderten weder Leo Sapiens, noch der purpurgeborne Constantinus thaten. Und nun kommen die Nibelungen, gerade im heutigen Oesterreich, und zwar am Ende des 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts zu der Gestaltung, in welcher wir sie heute kennen.*)

Die Rolle Attila's in dieser Dichtung ist bekannt, seine Residenz, ob in Gran oder anderswo, ist in Ungarn. Die Helden vom Rhein bringen Attila's Braut die Donau entlang über Bechlarn, Medilke,

*) „Unser Lied, wie es vor uns liegt, entstand um 1190." Der Nibelungen Not. Nach Lachmann's Ausgabe übersetzt von Dr. Oskar Stenke. Barmen 1884. Seite 22.

Tulln, Wien, Wieselburg nach Gran; Attila reitet mit seinen Hunnen ihr bis Tulln entgegen u. s. w. Die Rache der Chkiemhilde an ihren Verwandten bildet die Katastrophe des Gedichtes, und dies ist „der Chriemhilde Schlacht" unserer Chroniken.

Diejenigen, welche zuerst die Origines der Ungarn darstellen wollten, waren deutsche Priester, hatten die Nibelungen in lateinischer oder deutscher Sprache vor Augen und benützten dieselbe als Geschichtsquelle. Daher wird der Name Attila's dem deutschen Etzel zufolge Ethele geschrieben und seine Residenz Ecilburgum benannt; daher spielt der Dietrich von Bern (Detricus, Ditricus Veronensis) die große Rolle in den ungarischen Chroniken; daher die Schlachten der Hunnen und Deutschen zu Tolna (Tulln), Cezumauer (Zeißelmauer) u. s. w. Nur den Nibelungen ist der auffallende Umstand zuzuschreiben, daß die ungarischen Chroniken die lange Herrschaft der Avaren gar nicht kennen und daß sie ohne Vermittelung von den Hunnen zu den Magyaren übergingen.

Die Hunnenschaft der Magyaren stützt sich also auf keine Volkstradition, sie ist eine Büchertradition; sie kam von den Gelehrten in's Volk und nicht vom Volke zu den Gelehrten. Hatte schon der Finnismus die sprachliche Beschränktheit bedeutend verletzt, so mußte die Vernichtung der hunnischen Verwandtschaft die historische und ethnographische Beschränktheit noch mehr beleidigen. Und da diesen Frevel, den Sturz der hunnischen Theorie, unstreitig der Finnismus verursachte, so ward der Satz, daß der echte magyarische Magen den Finnismus nicht aufnehmen kann, zum Dogma erhoben. Zumal die Székler wurden in ihrem festesten Glauben unangenehm gestört. Jedes Székler Kind, das lesen kann und auch das nicht lesen kann, ist innigst überzeugt, daß es ein Nachkomme der Attila'schen Hunnen ist; wie wagt man den Glauben einer halben Million anzutasten! Bereits im Jahre 1791 schrieb Joseph Benkő, ein namhafter Historiker seiner Zeit, dessen Transsilvania (zwei Bände, Wien 1778) als Quellenwerk geschätzt wurde, Folgendes in einer besonderen Schrift über das berühmte Székler Volk: „Den hunnischen Ursprung der Székler bezeugen nicht nur alle aufrichtigen vaterländischen Jahrbücher und die Tradition unserer Vorfahren, sondern auch Verböczi, dessen Tripartitum (1514) unsere Könige beschwören und in welchem (Pars III., Tit. IV) die hunnische Abkunft der Székler bestätigt wird.

„Wer das Ansehen dieser Autoritäten und der aufrichtigen Historiker bei Seite stellt und eine falsche, ungeeignete Abkunft der Székler

fabricirt, der lehnt sich gegen König und Reich auf, der verachtet die königlichen Privilegien." *)

Die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hegt wohl nicht mehr die große Achtung vor gewissen Autoritäten und Privilegien, welche Benkő im Jahre 1791 von Allen forderte: es schmerzte aber doch die Székler ungemein, daß Hunfalvy ihre hunnische Abkunft leugnete. Diesen Schmerz zu mildern und Hunfalvy zurechtzuweisen, erschien unter andern in Klausenburg 1879 von Johann Nagy eine Schrift unter dem Titel: „Die scytho-hunnische Abstammung der Székler und die Gegenmeinungen" (A székelyek scytha-hun eredetüsége és az ellenvélemények), dessen Erscheinen man mit Beifall aufnahm. Nagy glaubte durch Herodotus und andere Zeugnisse die Uransäßigkeit der Székler in Siebenbürgen namentlich auch dadurch zu bezeugen, daß Niemand die Zeit angeben kann, wann sie aus Ungarn, wie Hunfalvy behauptet, dahin versetzt worden sind. Auch sprachliche Beweisgründe führte Nagy in's Feld. Hunfalvy hatte eine leichte Aufgabe zu zeigen, daß mit Herodotus und allen griechischen und lateinischen Scribenten bis zum Erscheinen der Hunnen, Avaren u. s. w. gar nichts bewiesen werden kann; und da wir von der Sprache der Hunnen und Avaren, außer Nomina propria, nichts besitzen, so läßt sich ethnographisch auch von diesen nichts erlernen. Die Széklersprache ist durch und durch die reine magyarische Sprache; alle ihre Soloecismen finden sich in verschiedenen Gegenden Ungarns; ebenso sind alle fremden slavischen und nichtslavischen Ausdrücke, welche die magyarische Sprache in Ungarn hat, auch bei den Széklern heimisch. Die Trennung zwischen beiden konnte also nur damals stattfinden, als die magyarische Sprache bereits ihre vollständige Bildung erlangt hatte. Der Name „Székely" kommt sogar in den westlichen Theilen Ungarns, im Preßburger-, Wieselburger-, Oedenburgercomitate eher zum Vorschein als in Siebenbürgen; die so benamten Krieger waren daselbst Grenzhüter. In Siebenbürgen stoßen wir auf diesen Namen zuerst im Jahre 1213. Und da in den Kriegen, welche Stephan der Heilige und Ladislaus der Heilige in Siebenbürgen gegen die Bissenen und Kumanen führten, der Széklername nicht erwähnt wird, so muß man annehmen, daß sie, die Haupt-

*) Benkő, Imago inclytae in Transilvania Nationis Siculicae historico-politica. Cibinii et Clandiopoli 1791, pag. 26 u. 30: „Turbator ergo legis, regis et regni atque contemtor privilegiorum regiorum sit oportet, qui posthabitis eorum oraculis, sincerisque historicorum domesticorum testimoniis spuria Siculorum incunabula fabricaverit."

krieger Siebenbürgens, damals noch nicht da waren, also die Grenzhut noch nicht übernommen hatten. Ihre Verpflanzung aus Ungarn muß zwischen 1100 und 1200 geschehen sein, und zwar vor der Ansiedelung der Deutschen. Denn sie hatten im Osten Siebenbürgens einen ununterbrochenen Landstrich inne, während das deutsche Nösnerland (Bistritzer District) im Norden und das deutsche Burzenland (Kronstädter District) im Süden die Lücken ausfüllen, welche die Széklersiedelung gelassen hat.

Die Verpflanzung der Székler aus Ungarn wird indirect auch durch den ungarischen Namen Siebenbürgens „Erdél, Erdély" bezeugt, der „Wald jenseits" bedeutet, entsprechend dem lateinischen Ultra-Silvania oder Trans-Silvania. Sowohl der ungarische als auch der lateinische Name konnten nur diesseits des Waldes, also in dem eigentlichen Ungarn entstehen. Und da die Székler für das Land keinen anderen Namen haben, so sind sie gewiß aus diesen Ungarn in das Land „jenseits des Waldes", das heißt nach „Erdély" versetzt worden. Bevor dieses Erdély vollständig provincialisirt wurde, hieß es „Schwarz-Ungarn = Nigra Ungaria", was auch eine Abhängigkeit von Ungarn bezeugt. Die Provincialisirung und die Gründung des Weißenburger Bisthums ist gewiß Ladislaus dem Heiligen zuzuschreiben, der deswegen Landespatron wurde.*)

Der langzurückgehaltene Grimm brach endlich in einem großen Buche (Großoctav, VIII und 705 Seiten) los, das Herrmann Vámbéry unter dem Titel: „Ursprung der Magyaren. Ethnologische Studie „A magyarok eredete. Ethnologiai tanulmány"**) herausgab. Wie sehr er den Geschmack des großen Publicums getroffen und wie ganz er dem Wunsche desselben entsprochen hat, zeigt der bei uns höchst ungewöhnliche Umstand, daß das dicke Buch in etlichen Wochen vergriffen war und eine zweite Auflage gedruckt werden mußte. Dieß ist jedenfalls ein erfreulicher Umstand, wenn auch die Finnophobie mit dazu beigetragen hätte.

Vámbéry beklagt sich zuerst, daß die einseitige Gelehrsamkeit den alten Herodotus mißverstehe. Zu dessen Verständniß brauche man nicht bloß silbenstechende Grammatik, sondern auch, und dies insbesondere, ethnologische und historische Kenntniß. Mit dieser Kenntniß ausgerüstet, tritt nun

*) A Székelyek. Fetelet a Székelyek scytha-hun eredetüségére = Die Szekler. Antwort auf die scytho-hunnische Abkunft der Szekler. Von P. Hunfalvy, Budapest 1880.

**) Budapest 1882.

Vámbéry an die Hermeneutik des Herodotus, aber in meiner Erwiderung wagte ich den Verfasser doch zu ersuchen, den eben so ehr- als liebenswürdigen Herodotus ungeschoren zu lassen; dem könne man mit der allergenauesten Kenntniß des heutigen Mittel- und Hochasiens nun einmal nicht beikommen.

Dann will Vámbéry seine Hypothese: die Ungarn sind Türken, nicht Finnen (was gar nichts Neues ist, man hat das schon vor hundert Jahren behauptet), mit drei großen Argumenten zur historischen Gewißheit erheben. Das erste Argument: die byzantinischen, arabischen und persischen Schriftsteller nennen die Magyaren stets Türken. Das zweite Argument: Ethnische und sociologische Gründe sprechen für den türkischen Ursprung der Magyaren und schließen kategorisch den finnischen Ursprung aus. Das dritte Argument: Die Ueberbleibsel des magyarischen Culturlebens aus der Epoche ihrer Niederlassung in dem jetzigen Lande tragen unverkennbar die Spuren türkisch-tatarischen Ursprungs an sich.

Das erste Argument refutirte Vámbéry selbst, indem er des Breiten lehrte, daß die Orientalen seit den Kreuzzügen alle Europäer frendsch oder efrendsch, das heißt Franken nennen. Denn so wie dies frendsch oder efrendsch kein Nationalitätscharakteristikon ausdrückt, so bezeichnet auch das Turkoi der Byzantiner u. s. w. keine bestimmte Nationalität, obgleich ich nicht angeben kann, warum sie diesen Namen aufgegriffen haben. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Namen „Scythen“. Eine Menge unbekannter Nationen hießen Scythen; ja, bei den Byzantinern werden die Magyaren viel häufiger Scythen als Türken benannt. Die arabischen und persischen Schriftsteller aber nach dem 10. Jahrhundert besitzen keine unmittelbaren Kenntnisse von den Magyaren, die ihrem Horizonte entrückt waren; wenn sie deren erwähnen, so schreiben sie nur die älteren Schriftsteller ab und beweisen deshalb nichts.

Das zweite Argument wollte mit ethnologischer Wucht wirken. Vámbéry machte nämlich Budenz und Hunfalvy den Vorwurf, daß sie blos mit einseitiger Sprachwissenschaft operiren, aber mit den Ergebnissen der allerneuesten Anthropologie nicht ausgerüstet seien. Ich war begierig, das Arsenal der neuesten Anthropologie kennen zu lernen. Vámbéry preist die türkisch-tatarische Tapferkeit in den asiatischen Einöden, woraus der Schluß ersichtlich, daß das tapfere Magyarenvolk auch ein türkisch-tatarisches sein müsse. „Und dieses tapfere Magyarenvolk sollte mit den friedliebenden und zobelfan-

genden Ugriern Eines Stammes sein!“ ruft er aus. „Er kann nicht begreifen, wie man so verblendet sein kann, nicht einzusehen, daß dieser staatenbildende, kriegerische Geist, welcher die Magyaren unter lauter fremden Elementen erhalten hat, nur von in unendlichen Steppen nomadisirenden Hirten herstammen kann.“ „Der Mensch behält in alle Ewigkeit den Charakter seiner Urheimath,“ fährt Vámbéry in seinem Eifer fort, „in natura non datur saltus, deswegen müssen die Pannonien erobernden Magyaren zu einem türkisch-tatarischen Nomadenstamme gehören!“

Das ist das gewichtige anthropologische Argument, das die Blindheit eines Budenz und Hunfalvy nicht sieht und auch nicht sehen kann. In ihrer historischen Unwissenheit begreifen sie es nicht, daß zwischen einem turkestanischen Roßdieb und dem Sanctus Stephanus „non datur saltus”.

Das dritte Argument sollte die Ueberbleibsel des magyarischen Culturlebens aus der Epoche der Niederlassung aufweisen, welche unverkennbar die Spuren türkisch-tatarischen Ursprungs zeigen. Vámbéry vergleicht stets nur die magyarische Sprache mit allen türkischen Sprachen: Hunfalvy ersucht ihn demnach, er möge nicht die magyarische Sprache allein, sondern alle ugrischen Sprachen mit den türkisch-tatarischen Sprachen vergleichen und er wird aus den Facten den zwingenden Schluß ziehen müssen, daß in allen ugrischen Sprachen der Einfluß der türkisch-tatarischen bemerkbar ist, und zwar in einigen, z. B. in der wotjakischen und mordwinischen, in viel größerem Maße als in der magyarischen.*) Uebrigens kann man mit Recht von diesem Argumente besagen: Ignotus fallit. Dem Publicum, das den Vámbéry'schen Ausführungen beipflichtete, fehlte die genaue Kenntniß der magyarischen und in noch erhöhterem Maße jene der türkischen Sprache.

Der Beifall, den Vámbéry mit seinem großen Werke einerntete, ermuthigte ihn 1886 in der feierlichen Sitzung der Akademie noch einmal sein tiefes Bedauern auszusprechen, daß sich Budenz und Hunfalvy nicht scheuen, die Abstammung der Ungarn von so unbedeutenden Völklein, wie die Wogulen und Ostjaken oder Finnen sind, zu beweisen, woran der Mißgriff schuld wäre, daß sie immer nur von den lebenden Sprachen ausgehen. Er aber beginnt diesmal seine Forschung

*) Ugor vagy török-tatár eredetü-e a magyar nemzet? Sind die Ungarn ugrischen oder türkisch-tatarischen Ursprungs? Von P. Hunfalvy, Budapest 1883. Vergleiche auch: Vámbéry's Ursprung der Magyaren, besprochen von P. H. Bei Prochaska, Wien und Teschen.

auf den südlichen Steppen des Altaigebirges, allwo sich eine hohe türkisch-tatarische Cultur entwickelt hatte. Diese Türken-Tataren stürzten sich dann auf die in den nördlichen Thälern des Altai sitzenden Finnen und trieben die einen nach Westen, die anderen nach Osten oder amalgamirten sich mit den Zurückgebliebenen. So bildeten sich dort neue Mischvölker, von denen eines die Ungarn sind, bei denen die Türken immer die Befehlenden, die Finnen aber, obgleich zahlreicher, stets die Gehorchenden waren. Und dieser staatenbildende türkische Geist charakterisirt die das Vaterland einnehmenden Magyaren (a honfoglaló magyarok jellemzése).

Budenz und Hunfalvy sprachen nie ein Wort von der Abstammung der Ungarn, sondern ihre Aufgabe war und ist, nur zu zeigen, zu welcher Sprachensippe die ungarische Sprache gehört. Und nachdem ihnen alle Sprachen an und für sich gleichen Werthes sind, so sind sie auch für keine Sprachensippe im Voraus eingenommen. Aber das Studium, welches Jedermann machen kann, zeigt, daß die ungarische Sprache zur ugrischen Sippe gehört und nicht zur türkisch-tatarischen. Die zahlreichen türkisch-tatarischen Elemente, die noch zahlreichern slavischen Elemente, welche auch mit der größeren Zahl von Culturwörtern jene übertreffen, machen die Sprache weder zu einer türkischen, noch zu einer slavischen; sie behält für alle Zeiten den ugrischen Stamm und den ugrischen Charakter. Das ist ein Factum, das weder die Gunst noch Ungunst Vámbéry's und seines großen Publicums umstoßen kann. Alle Innerlichkeiten der ungarischen Sprache führen uns zu den finnisch-ugrischen Sprachen; hingegen alle türkisch-tatarischen und slavischen Elemente sind nur historisch erworbenes Eigenthum: sind Accidentia, nicht Substantia. Daß übrigens Vámbéry mit seinem Turkisiren sich Manches erlaubt, was die strenge wissenschaftliche Methode nicht gestatten kann, hat Budenz zur Genüge gezeigt und gerügt.*)

Die Ungarn sind unstreitig ihrer physischen Abstammung nach ein Mischvolk, sowie die nordöstlichen Deutschen, wie die Rumänen, die Türken, die Russen, die Engländer und wie jedes europäische Volk. Welches aber der physische Grundstock der ungarischen Nation, ob er finnisch-ugrisch oder türkisch-tatarisch, oder gar slavisch-deutsch sei, das überlassen wir der Anthropologie zu entscheiden. Für uns ist die Sprache die Seele der Nation; mit dem Entstehen und der Bildung der Sprache

---

*) Nyelvészeti észrevételek Vámbéry Armin: A magyarok eredere czimü munkajára = Sprachwissenschaftliche Bemerkungen auf H. V. Werk: „Der Ursprung der Magyaren. Im Nyelvtudományi Közlemények XVII. und XVIII. Band.

entsteht und bildet sich die Nation; mit dem Schwinden und Absterben der Sprache schwindet und stirbt die Nation. Dazu tragen das Knochengerüste, der Habitus des Schädels, die Physiognomie, die Haut- und Haarfarbe u. s. w. nicht das Geringste bei.

Ein zweiter Artikel folgt.

Moritz Schleifer.

Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von Adolf Pichler.

I.

Wenn wir auf den Vormärz von 1848 zurückblicken, so leuchten uns einige Namen entgegen, die auch jetzt noch nicht erbleicht sind: Grillparzer, Grün, Lenau, Raimund, Stifter, während andere kaum noch erwähnt werden, wie Castelli, Seidel, Vogel, oder selbst zu ihrer Zeit nicht die Beachtung fanden, welche sie verdienten. Dahin gehört in erster Linie Leopold Schleifer, der Freund Lenau's, welcher ihn den Patriarchen von Gmunden nannte. Geboren 1771 bei Laa in Niederösterreich, war es ihm durch die Gnade des edlen Kaisers Joseph möglich, seine Studien in Wien zu vollenden, dann wurde er Beamter, zeichnete sich in den Franzosenzeiten durch sein mannhaftes Auftreten aus und starb endlich vor seiner Pensionirung hochbetagt und allgemein verehrt als Bergrath 1842. Die Anerkennung seiner Poesien wurde zum Theil dadurch verzögert, daß er stets fern von dem Mittelpunkte des literarischen Treibens auf dem Lande lebte und dann wohl auch, weil sie conservativen Inhaltes sind, während trotz des Druckes, welchen das fälschlich nach Metternich benannte System nach allen Richtungen übte, sich schon allerorts die Keime der Freiheit regten. Die finstere Scepsis Lenau's bezauberte die Jugend, ihm rief Schleifer zu:

„Zwei Blumen blüh'n und ihrer darf der Finder
Nur eine pflücken — Hoffnung und Genuß!"
So sang, als weinend ihn sein Genius
Verließ, ein Sängerfürst im Chor der Sünder;
Als ob des Glaubens leer, verarmt an Liebe,
Der Menschenbrust ein Hoffen übrig bliebe.

Entsagen ist das Vorrecht schöner Seelen,
Die ohne Hoffnung auf die Ernte sä'n,
Die, wenn das Herz auch blutend bricht, verschmäh'n,
Auf ihrer Opfer Wucherlohn zu zählen,
Die heiter lächelnd auf dem Sterbekissen
Von keiner Schuldschrift, keiner Borgschaft wissen.

Die ihm, dem Ewigen, Unwandelbaren
Mit Kindersinn, mit Männermuth vertrau'n;
Die liebend seinem Reich entgegenschau'n,
Die reine Brust vor Schuld und Haß bewahren,
Die sich des Tages freu'n im Lebensgarten
Und Nacht und Morgenroth getrost erwarten."

Solche Gedanken, solche Gefühle verstanden damals in den Kreisen, wo man sich um Poesie kümmerte, nur noch wenige, sonst müßten Gedichte, wie die „Geburt des Herrn" und „Der Tod Jesu von Nazareth" durch ihre tiefe Innigkeit Eindruck gemacht haben. Aber auch die Form war vielfach veraltet, man hatte sich mancher Ausdrücke und Wendungen bereits entwöhnt, wie ja auch wir manches, was dort allgemein bewundert wurde, gleichgültig ansehen und uns kopfschüttelnd vom lyrischen Geflenne abwenden.

Leopold Schleifer war Oesterreicher im edelsten Sinne des Wortes; Herzen, welche so warm für ihre Heimath schlugen, finden im wüsten Kampf der Parteien, Nationen und Völker kaum noch eine Stätte, so daß wir fast mit Staunen auf sie blicken. In diesem Sinne ist er auch politischer Dichter; groß ist sein „Schönbrunn", wo er den alten Napoleon 1809 und dessen Sohn auf dem Krankenbette 1832 mit abwechselnden Strophen in ergreifender Weise gegenüberstellt. Bekanntlich wurde es in den Dreißigerjahren bei jung deutschen Dichtern und Dichterlingen Mode, den Corsen trotz Waterloo und Leipzig zu verherrlichen; ihnen schleudert Schleifer das donnernde: „Fiat applicatio" entgegen. Er gleicht hierin seinem Zeitgenossen Alois Weißenbach, der 1769 zu Telfr geboren, seit 1821 auf dem Friedhofe von Salzburg liegt, wo er als Professor der Chirurgie starb. Ob sich die beiden kannten, weiß ich nicht; in Sinnesart, Charakter, Weltanschauung, ja selbst in Form und Ausdruck haben sie viel Aehnlichkeit. Wenn die Deutschen ihre Dichter der Befreiungskriege anführen, vergessen sie unsere zwei Oesterreicher, die immerhin neben einem Stägemann gar wohl einen Platz verdienten.

Von L. Schleifer erwähnen wir noch das schöne Stimmungsbild „Aufflug" und schließen für die Bewunderer Goethe's ein Epigramm an:

„Dichterkönig, du prägst des Goldes in Fülle,
Daneben Kupfermünzen genug, aber auf allen dein Bild.“

Mathias Leopold Schleifer's sämmtliche Gedichte gab 1847 K. A. Kaltenbrunner bei K. Haas in Wien heraus. Die Biographie, welche er voran stellte, hätte durch Einschaltung von Briefstellern an Charakteristik gewonnen; von den Gedichten sollte nur das Vorzüglichste als Auswahl geboten werden, so konnten zum Vortheile des ganzen vier, fünf Theile entfallen, der kleine Rest hätte den Namen Schleifer vielleicht besser über dem Wasser gehalten, als das dicke Buch, welches auch viel Mattes und Schwaches, in der Form Unfertiges bringt.

Poeten wie L. Schleifer, Al. Weißenbach, Beda Weber, J. Streiter, Al. Flir, Johannes Schuler werden in der deutschen Literatur keinen hervorragenden Platz behaupten, die deutsche Literaturgeschichte ist aber ein Strom, der allerlei Pofel und Küchenabfälle mitschleppt und sie haben doch besseres geliefert. Da möchten wir ihren Büsten eine kleine Nische sichern. Wäre es nicht angezeigt, endlich eine deutsch-österreichische Anthologie, wo das beste von diesen Männern im Schattenreich vorgelegt würde, zusammenzustellen; zwei bescheidene Bände würden genügen, ob sich kein Verleger dafür fände?

Der Landschaftscharakter der persischen Steppen und Wüsten.

Beobachtungen, gesammelt auf einer österreichischen Forschungsreise.

Von Dr. Otto Stapf.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Baumarten, welche jene eigenthümlichen Halbwälder Persiens zusammensetzen, an Quellen und im Augehölz wie in den Buschwäldern erscheinen und endlich im Schatten der Bergschluchten ihre Kronen ausbreiten, ist eine sehr geringe. Einige wenige Eichen- und Pistazienarten in den Zagrosketten und noch fast ganz unbekannte Akazien in gewissen Theilen Beludschistans erscheinen als die einzigen waldbildenden Bäume, jene mit ihren dunklen, harten, fast lederigen Blättern an den mittelländischen Wald, diese mit ihrem fein zertheilten Laub an indische Vorbilder erinnernd. Auch im Buschwald kehrt die Pistazie noch oft wieder und schließt sich da mit ihrem Fiederlaub der spitzblätterigen Esche an; viel öfter sinken aber hier beide zum Strauchwuchs herab und gehen so ganz im Buschwald auf. Hochauf richtet sich die Esche nur ab und zu an reichen, ausdauernden Quellen, wo sie mit mächtigen Weiden, mit der merkwürdigen Euphratpappel, wohl auch mit Zürgelbäumen und der silberblättrigen Oelweide ein dichtes, tiefschattiges Laubdach wölbt. Weide und Oelweide und Pappel sind es auch, die, mit bleichen Tamarisken untermischt, an den Flußläufen in das baumlose Gebiet hinauswandern. Dort werden sie freilich bald spärlicher und nieder, die Pappel bleibt zunächst, dann die Weide aus, und endlich zieht nur mehr stellenweise ein hell- und mattgrüner Streifen von Tamariskengebüsch die Ufer entlang. In den Schluchten des Gebirgslandes, besonders der Dschaengaelregion, sammeln sich aus wiederholt betonten Gründen die Bäume, die sonst auf dem Gehänge derselben

Berge vielleicht nur sehr spärlich und verkümmert erscheinen, reichlicher an und entwickeln sich kräftiger. Hier drückt sich der silberweiße Stamm der wilden Feige an die Felswand und breitet seine dunkle, großblätterige Krone schirmartig vor; hier grünt vom Frühling bis spät in das Jahr hinein die düstere Baenaeh- und die freundlichere Golchoing-Pistazie und auch die früher erwähnte Esche, hier formt sich das lockere, schwarzlaubige Geäst des kaukasischen Zürgelbaumes zu dunklen, weithin auffallenden Massen. Gedenken wir endlich noch der in üppigen Buschwäldern und in Bergschluchten nicht seltenen wilden Birnbäume mit ihren eigenthümlichen, an Weiden erinnernden Blättern, so ist die Zahl der Baumarten des Hochlandes, soweit sie spontan vorkommen, schier ganz erschöpft. Nur auf den Höhen der Zagrosketten und auf den felsigen Gehängen des Elburs kommen an der Grenze von Dschaengael und Saerhadd bald ganz lose zerstreut, bald zu lockeren Beständen geordnet, mächtige Wachholder, im Elburs und im Chorassanischen Berglande auch Cypressen und Föhren hinzu. Oft nisten sie in unzugänglichen Felsspalten und an den steilsten Bergmauern, knorrig, halbverwettert und einseitig ihre Aeste über den Abgrund vorstreckend, oft auch stehen sie stolz und schön gewachsen mit ihren dunklen Kegel-, beziehungsweise Schirmkronen auf den breiten Rücken einzelner Bergzüge oder auf weiten, einförmigen Gehängen, einmal wie in unergründlicher Laune zerstreut, ein andermal in fast regelmäßiger Anordnung einander genähert.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich in der Baumvegetation des Hochlandes mehr die Verwandtschaft mit den Nachbargebieten als seine besondere Eigenart ausspricht, weshalb es denjenigen, der diese kennen gelernt und in sich aufgenommen hat, so merkwürdig berührt, wenn er einmal eine dieser natürlichen Baumoasen besucht oder, wenn er etwa vom Biaban kommend, oft so ganz unvermittelt in einen jener „Wälder“ der Dschaengaelregion tritt. Bis zu einem gewissen Grade gilt das auch noch von der Strauchvegetation, soweit nämlich, als sie sich zu Beständen von einigem Umfang und Reichthum ansammelt und sich in ihren physiognomischen Zügen noch an die Baumvegetation anschließt. Dies fühlt auch der Perser und er hat es von jeher gefühlt. Er maß die Reize dieser grünen Auen, Buschwälder und Wälder an der Armuth seiner fahlen, sommerlichen Steppe und begeisterte und berauschte sich an ihnen bis zu jener Ueberschwenglichkeit des Preises, der wir so oft in seinen Schriftwerken begegnen, die wir meist ohne die Correctur, welche nothwendig wäre, in unsere Vorstellungen von

dem Lande herübernehmen und die dann schließlich bei jedem, der das Land kennen gelernt, die unvermeidliche Enttäuschung hervorrufen muß. Wir dürfen sie übrigens nicht allzusehr tadeln, da sie das natürliche Erzeugniß der einmal bestehenden Verhältnisse und einer dadurch lebhaft angeregten Phantasie ist. Geschieht es ja doch dem für Natureindrücke empfänglichen Abendländer selbst gar bald, daß er den Maßstab, den er aus der Heimath mitgebracht hat, vergißt und sein Empfinden denselben Einflüssen sich zugänglich macht, welches Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch auf die Volksseele der das Land bewohnenden Stämme gewirkt hat.

Sowie fast alle Bäume, welche wir früher genannt haben, unter weniger günstigen Verhältnissen strauchigen Wuchs annehmen, so vermögen sich auch andererseits manche echte Straucharten zur Baumform zu entwickeln. Häufig geschieht das in üppigen Buschwaldbeständen, wo dann überhaupt jede Grenze zwischen Baum und Strauch verwischt erscheint. Seltener trifft es in reinen oder wenig gemischten Gehölzen gleichmäßig an allen Individuen zu. Aber gerade da tritt es dann recht auffallend in der Landschaft hervor. Das Bild eines Bestandes aus Khonarbäumen ist z. B. ein ganz anderes als dasjenige, welches uns das Khonargebüsch zeigt. Hier bildet der Strauch große, dichte und doch nichts weniger als plumpe, dem Boden aufruhende Massen, dort trägt er auf zwei bis vier Meter hohem, kräftigem Stamm eine über starken, krummen Aesten ruhende, lockere Krone; und doch ist es in beiden Fällen zuletzt dasselbe Gesetz, welches den Aufbau beherrscht und dasselbe zierliche Laub, welches das Gerüste schmückt. Der Khonar (Ziziphus spina Christi) ist, obwohl nichts weniger als eine in Persien eigenthümliche Art, wegen seiner allgemeinen Verbreitung in der Region des Germsir besonderer Erwähnung werth. Er bildet gern reine Bestände, besonders entlang dem Fuße der Bergzüge, und nur, wo sich jene sehr lockern, vermischt er sich mit anderen Sträuchern, in dem heißesten Theile an den äußersten Randketten mit dem plumpen Oschurstrauch (Calotropis procera), mit der blattlosen Periploca, mit wilden Feigen- und Mandelbüschen, weiter einwärts und höher hinauf mit den beiden letzteren und mit Pistacien. In der Dschaengaelregion vertreten ihn gewisse Mandelsträucher, Weißdorn, Pistazien, Eschen, ein Ahorn, die Schirchestmispel, große Seidelbaststräucher, kleinblätterige Kirschenbüsche, Geißblatt- und Blasenstrauch und Berberitzen. In den tiefen Lagen gesellen sich auch hier dunkelblätterige Feigenbüsche hinzu und in quelligen Gründen flechten sich dichte Hecken des „brennenden Dorn-

busches" (Rubus sanctus) und verschiedene Rosenarten in den Buschwald ein. An den Ufern der Flüsse und Bäche des Dschaengael und des Germsir stehen dagegen oft die dunklen Zeilen der Keuschbaumsträucher mit dem gefingerten Laub und den prächtigen blauen Blüthensträußen oder es wechseln mit ihnen Tamariskenbüsche, die sich überall in dasselbe mattgrüne Farbenkleid hüllen und nur im späten Frühling ihre duftigen rothen Blüthenrispen aufstecken. Nur selten treten hier an ihre Stelle — vielleicht das fremdartigste Element unter den Sträuchern des persischen Hochlandes — dunkle, dichte Myrtengebüsche, der liebste Aufenthalt des Bulbul, oder das lockere, gleichfalls immergrüne Gehölz des Maskat-Oleanders. Auf den felsigen Gehängen der Berge treiben dagegen kleine Zwergsträucher mit winzigen, meist dunkelgrünen und derben Blättern und dicht und eigensinnig verworrenen Zweigen ihre Wurzeln in die tiefsten Spalten des Gesteines. Nur wenig hebt sich ihr Geäste über den Boden, lieber schmiegt es sich ihm an und bildet so flache, starre Büsche oder es steigt zwischen den Felsblöcken empor und umsäumt sie mit seinen Armen. Wieder sind es kleinblätterige Kirschen- und Mandelsträucher und der persische Kreuzdorn, welche dieses Zwerggebüsche bilden. Ebenso klein oder noch kleiner und dabei noch starrer und trockener ist das Laub einer kleinen Zahl anderer Zwergsträucher, die die kiesigen, trockenen Betten der Gebirgsbäche bewohnen und diesen folgend wohl auch weit in das Flachland hinauswandern. Auch ihr Geäste ist steif und fest, aber doch zarter und lockerer angeordnet. Sie bilden kleine, selten bis einen Meter hohe hellfarbige Sträucher. Die eine Art, ein Gymnocarpus, bleibt selbst zur Blüthezeit unscheinbar, die übrigen dagegen, der Gattung Atraphaxis aus der Familie der Knöterichgewächse angehörig, schmücken sich alsbald nach dem Verblühen mit den hell- bis dunkelrosenrothen, auswachsenden Blumenblättern, welche die jungen Früchte umschließen, wie mit hunderten und hunderten der zierlichsten Blüthen.

Wenn wir bei den Bäumen des persischen Hochlandes mit Ausnahme der Tamarisken und der wenigen Coniferen, sowie der Akazien, noch überall ein ziemlich großblätteriges Laub finden, das kaum einen anderen Schutz gegen zu weitgehende Verdunstung besitzt, als denjenigen, der in der Ausbildung einer derben Oberhaut liegt, so kehrt dieses Verhältniß auch noch bei einer großen Zahl der genannten Sträucher wieder. Ja einige besitzen sogar zartere Blätter, wie der Khonar, der Blasenstrauch und das Geißblatt. Der erstere findet indessen einen Ersatz dafür in der Ansammlung eines eigenthümlichen

Pflanzenschleimes in den Blattzellen, welcher das Wasser mit großer Kraft zurückhält, die Blätter des letzteren dagegen vertrocknen in der That auch früher als diejenigen der übrigen Laubsträucher. Der Blasenstrauch endlich ist überhaupt weniger häufig und zieht weniger trockene Standorte vor. Bei einer anderen Gruppe dagegen zeigt sich die Anpassung an das Hochlandklima schon entschiedener in der auffälligen Verkleinerung des Laubes, das bei den einen noch grün bleibt, aber mehr oder weniger derb und selbst lederig wird, bei anderen in Folge von Haar- oder Wachsüberzügen eine bleiche, grau- oder seegrüne Färbung annimmt und wieder bei anderen endlich gar auf kleine, starre und spärliche Nadeln zurückgeführt wird. Solche Einrichtungen halten bei diesen Sträuchern natürlich jeden zu großen Wasserverlust hintan. Wenn man nun bedenkt, daß sie alle besonders tiefgreifende Wurzeln besitzen und manche von ihnen, nämlich gewisse Zwergmandelsträucher, außerdem noch in ähnlicher Weise, wie der Khonar, geschätzt sind, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir sie selbst noch auf den dürren Felsen der Berge des Biaban oder im Kiese ihrer Bäche finden. So klein übrigens hier auch die Blätter sein mögen, so bleibt doch noch fast die ganze Assimilationsthätigkeit ihnen allein überlassen. Nur wenig davon kann von den chlorophyllarmen Zweigen übernommen werden. Ganz anders verhält sich dies aber bei der letzten Gruppe der Sträucher der Dschaengaelregion, bei jenen nämlich, wo die Blattbildung fast ganz oder vollständig unterdrückt ist und wo den jungen Zweigen vornehmlich die Aufgabe zufällt, welche sonst das Laub übernimmt. Wenn schon die Physiognomie der früher erwähnten Sträucher durch die Verkleinerung aller Blätter wesentlich beeinflußt werden mußte, so entsteht dagegen hier ein ganz eigenartiger Typus, die Form der Binsensträucher, die übrigens in allen trockenen Klimaten wiederkehrt. Einer dieser Sträucher, die blattlose Peripleca, welche den heißesten Theil des Germsir bewohnt, wurde bereits genannt. Sie ist übrigens ziemlich selten. Weitaus häufiger sind eine kleine Zahl von Mandelarten mit schlanken, grünen Gerten und kleinen, hinfälligen Blättern und gewisse, in der Tracht nicht unähnliche Ephedren, bei welchen die Blätter gewöhnlich auf kleine, schuppig verwachsene Scheiden zurückgeführt sind. Die erwähnten Binsenmandeln bewohnen oft in großer Menge die Gehänge des Hügel- und Berglandes des Germsir und der tieferen Theile des Dschaengael, die Ephedren dagegen werden erst in den höheren Lagen dieser Region bis in das Saerhadd hinauf häufig. Die einen sowohl wie die anderen gehören zu den bezeichnendsten Charakterpflanzen

des Hochlandes. Wie gewisse Zwergmandeln, so gehen auch einzelne Arten von Ephedra in das Biaban hinaus, und zwar noch viel weiter als jene. Sie gehören zu den wenigen Gewächsen, welche selbst hart am Rande der Wüste noch gedeihen, ja selbst mitten in dieser auf Felsen, wie versprengte Plänkler der lebenden Natur auftreten. Hier am Wüstensaum, wo sich im Uebrigen aller Strauchwuchs längs der Ufer der wenigen Flüsse zusammendrängt, breiten sich auf sandigem Grunde manchmal auch noch kleine Buschwäldchen von jener merkwürdigen Salsolacee, dem Saxaul, aus, der durch seine blattlosen, überhängenden, dürren, seegrünen Zweige so sehr an die seltsame Familie der australischen Casuarinen erinnert, mit welchen er auch das schwere, außerordentlich harte Holz gemein hat. Ohne Blätter, ohne Blüthenschmuck, gewähren diese lockeren Buschwälder, die den Flugsand, der sich um ihre Stämme zu kleinen Hügeln auffammelt, theilweise bannen, einen ungemein eintönigen, melancholischen Anblick. Wir haben im vorhergehenden die beblätterten den blattlosen Sträuchern gegenübergestellt, ohne unter den ersteren eine weitere Eintheilung nach der Form des Laubes zu treffen, weil eine solche Gliederung zu weit führen würde. Eine andere Unterscheidung kann aber innerhalb der Reihe der Laubsträucher nicht übergangen werden, das ist die Gliederung in unbewehrte und bewehrte Sträucher. In dem häufigen Auftreten und in der räumlichen Vertheilung der letzteren spricht sich bereits ein auffallender Charakterzug der Pflanzenwelt des persischen Hochlandes aus, welcher in ungleich höherem Maße noch bei einer großen Zahl von Halbsträuchern und sommerharten Stauden zu Tage tritt: die Neigung zur Dorn- und Stachelbildung. Schon an dem Weißdorn und an den wilden Birnbäumen des Dschaengael, dem Khonar und den Berberitzen erscheint sie. Hier wird sie aber noch durch reiches Laubwerk verdeckt, sie kommt physiognomisch nicht zur Geltung und steht höchstens bei den ersten zwei und auch da nur theilweise in Beziehung zu den äußeren physischen Bedingungen. Anders verhält es sich bereits bei den kleinblätterigen Mandelarten, als deren Typus der Aerdschin erscheint, dieser weitverbreitete Charakterstrauch des oberen Dschaengael und des Nieder-Saerhadd. Indem hier die Laubzweige kurz bleiben und rasch und bis an die äußerste Spitze verholzen, entstehen sparrige, ungemein feste Astgerüste, welche an ihrer Oberfläche von derben, scharfen Dornen starren, welche weder im ersten Frühling der Blüthenschnee, der wie in tausend und tausend Flocken an jedem Aste hängt, noch späterhin das graugrüne, karge Blätterwerk zu verhüllen vermag. Wo diese Sträucher

etwas dichter stehen, was allerdings nicht oft vorkommt, bilden sie ein undurchdringliches Gehege und wer versucht, in eines derselben einzudringen, empfindet in unfreundlichster Weise die Schärfe der Waffen, mit welchen sich der Strauch geschützt hat. Unzweifelhaft findet er darin auch einen trefflichen Schutz gegen die Angriffe weidender Thiere, ganz besonders im Frühjahre, wenn die jungen Triebe noch zart und krautig sind.

Fast alle diese Mandelarten, welche diesem Typus entsprechen, wurden von den Botanikern in die Abtheilung der Lycioideae, das heißt der bocksdornartigen Mandeln gebracht. In der That ist die Aehnlichkeit derselben mit den großen Bocksdornsträuchern eine bedeutende. Diese, deren Zahl im Bereiche unseres Gebietes übrigens sehr gering ist, bilden eine zweite Reihe in der Gruppe der eigentlichen Dornsträucher. Auch bei ihnen sind die Blätter verhältnißmäßig klein und spärlich und die Zweige theilweise in kürzere oder längere, oft sehr kräftige und scharfe Dornen umgewandelt. Während aber die dornigen Mandeln sich nur auf das Bergland beschränken, tritt der Bocksdorn blos an den Flußufern der Flachsteppen des Germsir und des Biaban auf, wo er die Tamarisken vertritt oder sich unter diese mischt. Genau demselben Typus folgt endlich noch ein Strauch aus der Familie der Schmetterlingsblüthler, das Halimodendron argenteum, welches im Biaban des mittleren und nördlichen Theiles des Hochlandes mit dem Bocksdorn vergesellschaftet vorkommt. Sowohl die Bocksdornarten wie das Halimodendron fügen sich mit ihrem fahlen Colorit vollständig in das Graugrün der vorzüglich aus Tamarisken bestandenen Augehölze des Unterlaufes der Steppenflüsse.

Wenn bei den zwei bisher besprochenen großen Vegetationsformen der Bäume und der Sträucher die einzelnen Arten oder doch die einzelnen Gruppen nahe verwandten Arten in der Landschaft noch selbstständig hervortreten, weil die Individuen groß genug sind, um sich in ihrer Eigenart zu behaupten und zugleich auch meist so locker stehen, daß ihre Formen sich nicht leicht vermischen, gilt dies bei der nächsten großen Vegetationsform, den Halbsträuchern, nur mehr in ganz beschränktem Maße. Die Zahl der hieher gehörigen Arten ist sehr groß. Sie gehören den verschiedensten Familien an und jede von ihnen hat, von den nächsten Verwandten abgesehen, ihr charakteristisches Gepräge. Sowie sie aber über weite Strecken in größeren Gesellschaften zusammentreten, vermischen sich diese Unterschiede und es bleiben nur mehr wenige große Formengruppen übrig, von welchen jede durch eine

kleine Zahl hervorstechender Charakterzüge bezeichnet wird. Es sind die Formen der Gawan-Astragalen, gewisser Tragantsträucher, der Stachelrasen und der Halbsträucher im engeren Sinne, deren Gesellschaften niederes, buschiges Gestrüppe bilden, die Phrygana, wie Kerner, einen alten griechischen Ausdruck wieder aufnehmend, diese Formation genannt hat.

Die Gawansträucher bilden einen Uebergang von den eigentlichen Halbsträuchern zu den echten Sträuchern. Nicht wenige Arten erreichen selbst Meterhöhe. Auf den Gehängen der Saerhaddregion, wo sie ihre mächtigste Entfaltung gewinnen, prägen sie oft der ganzen Vegetationsdecke einen eigenthümlichen Charakter auf. Sie fehlen auch dem Dschaengael und dem Biaban nicht, ja manche unter ihnen gehen selbst in das Germsir hinaus, allein nur in dem ersteren gelangen sie noch hie und da zu ähnlicher Bedeutung für die Physiognomie der Landschaft. Gewöhnlich treten sie in diesen Regionen zerstreut auf und sind in Formen vorhanden, welche sich leicht in dem Phryganagestrüpp und in der Staudenflur verlieren. Hier erreichen sie nämlich selten eine Höhe von mehr als 5 Decimeter, ihr ganzer Aufbau ist ein lockerer, symmetrischer, ihre Farbe dasselbe fahle Grau- und Braungrün, welches die Mehrzahl der sommerharten Stauden und viele Gestrüppe zeigen. Die Arten des Hochgebirges dagegen nehmen häufig Formen an, die auffallend genug sind. Auf kurzem, bis ½ Meter langem, kräftigem und doch ungemein elastischem und zähem Stamme, der sich annähernd senkrecht über das Gehänge erhebt, ruht eine dichte, schirmdachartige, wagrecht ausgebreitete Krone von oft bedeutendem Durchmesser, gewoben aus einer Unzahl kurzer, in einander gewirrter Zweige, deren jüngste dicht mit fein zertheiltem Fiederlaub besetzt sind, während die älteren bis tief hinab von eng aneinander gedrängten und nach allen Seiten abstechenden Stacheln starren. So zart nämlich das junge Blatt auch sein mag, so verhärtet doch der gemeinsame Blattstiel, an dem die Fiederchen sitzen, bald. Wenn dann gegen den Herbst hin die kleinen Fiederblättchen vertrocknen und abfallen, bleibt er allein übrig und verholzt vollständig bis in die äußerste scharfe Spitze. Jede neue Vegetationsperiode fügt eine große Zahl neuer Stacheln hinzu, die oft erst nach vielen Jahren dem Verwitterungsproceß unterliegen und daher selbst an alten Stöcken nur an dem Hauptstamm und den mächtigsten Aesten verschwinden. Gewöhnlich stehen die oft recht unansehnlichen, mitunter aber auch auffallenden Blüthen in dichten Büscheln ganz im Gehege der Tausende und Tausende von Stacheln. Indem das Laub

sowohl wie die alten Stacheln die verwitterten Reste der Blattscheiden und die Rinde der alten Aeste von einem dunklen Grün, beziehungsweise Grau und Braun sind, erhält die ganze Pflanze ein düsteres Colorit. Wenn diese Gawansträucher, wie so oft, in großen, lockeren Schaaren über die strauch- und baumlosen Gehänge des Saerhadd zerstreut sind, so fallen sie schon in großer Ferne auf und die Berglehne erscheint wie von dunklen Punkten gesprenkelt. Einzelne dieser Arten gehen, wie gesagt, selbst in das Dschaengael herab, andere in geringer Zahl erscheinen, die Hochgebirgsformen vertretend, nur hier und bilden daselbst mitunter, wenn schon selten, ein merkwürdiges Unterholz in den Eichenwäldern der höchsten Theile des Dschaengael. Bis zu einem gewissen Maße können diese Gawansträucher manchmal als das Krummholz der Saerhaddregion bezeichnet werden; nur bilden sie niemals dichte, geschlossene Bestände.

Alle diese Vertreter der Gawanform gehören der Gattung Astragalus an, welche von keiner zweiten der Pflanzenwelt des Orients an Reichthum der Arten und Mannigfaltigkeit der Formen übertroffen wird. Wenn der Hauptstamm dieser stacheligen Astragalen ganz gestaucht wird und sich die dichtgestellten, ebenfalls ungemein verkürzten Sprosse symmetrisch um ihn gruppiren, entsteht die zweite der erwähnten Formen, die der Stachelrasen. Dann ordnen sich die kleinen, reichbeblätterten Zweiglein über einer regelmäßig gewölbten, oft halbkugeligen Fläche an. Zweig drängt sich an Zweig, und in dichter Schaarung ragen allerseits die nadelscharfen Stacheln auf. Mit Recht kann man diese Gewächse als die Igel der Pflanzenwelt bezeichnen. Die höchste Entwickelung erreicht diese Form übrigens bei einer Reihe von Arten, welche einer ganz anderen Familie angehören, bei den Acantholimen, wo die Blätter unmittelbar zu Stacheln werden. Ganz ähnlich verhält es sich mit den weniger zahlreichen und seltenen Arten der Gattung Acanthophyllum. Beide sind sich in der Tracht außerordentlich ähnlich; beide schmücken sich im Beginne des Sommers oder selbst erst im Hochsommer mit einer Unzahl kleiner prächtig rosenrother oder weißer Blüthen und gehören trotz des unförmlichen Wuchses zu den schönsten Zierden des persischen Berglandes. Schließlich sind noch wenige Arten hieher zu zählen, welche wie die Astragalen Schmetterlingsblüthler sind, bei denen aber die Achsen der Blüthenstände verhärten und sich zu Stacheln umbilden. Einige von diesen, wie gewisse Onobrychisarten, erreichen die bedeutende Höhe von 1 Meter, nehmen aber dann die Form kurzer, dicker Säulen oder Ellipsoide an. So dicht und fest ist das Gewirre

ihrer Zweige, daß es z. B. ganz unmöglich ist, mit gewöhnlichen Messern mehr als wenige Centimeter lange Stücke herauszuschneiden. Die Stachelrasen besitzen eine ähnliche Verbreitung, wie die Gawansträucher, nur sind sie vielleicht noch mehr an das Bergland gebunden. Auch sie erreichen ihre mächtigste Entwickelung erst im Saerhadd, oft noch hoch über der Strauchgrenze. In der Form der Stachelrosen ist jene Tendenz zur Contraction, welche wir bereits früher charakterisirt haben, zur höchsten Entwickelung gediehen.

Die dritte Form der Halbsträucher endlich umfaßt die größte Zahl der Arten. Es ist das eigentliche Phryganagestrüpp, welches seine Vertreter in den verschiedensten Familien, vornehmlich aber unter den Compositen und Lippenblüthlern hat. Auch hier ist die Hauptachse in der Regel auf ein Minimum verkürzt und die untersten Glieder der seitlichen Sprossungen sind gestaucht, dabei oft unverhältnißmäßig kräftig entwickelt. Aus ihren dichtgedrängten und häufig knorrig verdickten Knoten treiben alljährlich frische Sprossen, welche bald ebenfalls kurz bleiben und so mehr oder weniger dichte Polster bilden oder unregelmäßig durcheinander wachsen und ziemlich große unentwirrbare, lockere Ballen formen oder endlich zu schlanken Stengeln auswachsen, welche der genäherten Ursprungsstellen wegen in dichten Büscheln stehen. Die Mehrzahl der hierher gehörigen Arten sind wehrlos, klein- und oft armblätterig, dabei in der mannigfaltigsten Art, durch Haarbekleidungen, durch Wachsüberzüge, durch den Gehalt an gewissen chemischen Verbindungen u. s. w. gegen die sommerliche Hitze und Trockenheit geschützt, bei anderen finden sich Dornen und Stacheln der verschiedensten Art. Gemeinsam ist aber allen, daß diese Sprosse, welche dem bodenständigen verholzten Geäste entspringen, alljährlich bis auf kleine Fußstücke absterben. Sie bleiben aber trotzdem noch bis in die nächste Vegetationsperiode hinein erhalten und bilden so ein wirksames, wenn auch unschönes Schutzgehege für die zarten, aufsprießenden Triebe des nächsten Frühlings. Auch hier überwiegen weitaus matte, gedämpfte Farbentöne; doch schmücken sich viele von ihnen im Spätfrühling oder Vorsommer, manche sogar erst im Hochsommer mit einer reichen Menge bunter Blumen. Ihr Antheil an der Zusammensetzung der Vegetationsdecke jener Länder ist ein außerordentlich großer. Sie bilden, wenn einmal der vergängliche Frühlingsbestand verschwunden ist, die Hauptmasse des Pflanzenkleides, in welches sich der von der Sommersonne durchglühte Boden der Gehänge hüllt. Wo sich diese verflachen, werden sie zusehends spärlicher, um in den Ebenen noch mehr zurückzutreten.

Sie fehlen keiner der großen Regionen; die reichste Entfaltung finden sie aber auf den Berglehnen des Dschaengael und dort, wo das Biaban in das Saerhadd übergeht und in diesem selbst. Wo der Buschwald sich auflöst, da dringt die Phrygana zwischen das Strauchwerk ein, wo dieses sich nur auf weitzerstreuten Posten zu behaupten vermag, da übernimmt sie die Herrschaft. Phryganagestrüpp wuchert zwischen den dunklen Büschen der Gawan-Astragalen und erfüllt die Zwischenräume zwischen den massigen Rasen der Acantholimen und der formverwandten Arten. Auf den trockenen, sonnverbrannten Berglehnen des Biaban ist es mitunter die einzige Vegetationsform, welche sich das ganze Jahr hindurch erhält. Es treibt seine Wurzeln zu erstaunlicher Tiefe hinab in den Gehängeschutt und es schlägt sie in die Felsenspalten, wo ihnen Ansammlung von Erde und Wasserzufluß oft in versteckten Höhlungen und Gängen zugänglich wird, die Niemand nach der Beschaffenheit der Außenseite des Gesteins erwarten möchte. Wenn sich im ersten Frühling die Gehänge mit dem jungen Grün der Ephemeren, der Zwiebelpflanzen und der großen Stauden zu zieren beginnen, dann regt sich in ihnen noch kaum das Leben. Grau und dürr stehen allenthalben die vertrockneten Reiser des Vorjahres da, oft in solcher Menge, daß sie selbst das jugendfrische, kräftige Grün, das sich über die Gehänge breitet, zu dämpfen vermögen. Oft erst spät, wenn es schon rings um sie zu gilben beginnt, ergrünen die neuen Zweigbüschel und Polster, und ein zweites Mal leuchtet ein grüner Frühlingsschimmer über das Gelände des Berglandes, freilich um so viel schwächer, wie der erste, als ihre Masse trotz des Umfanges der einzelnen Pflanzenstöcke doch niemals die Unzahl der Individuen, welche jene frühlingsgrüne Vegetation zusammensetzen, aufwiegen kann, ihre Vertheilung eine mehr schüttere ist und selbst schon an den jungen Trieben alle jene Schutzmittel, welche bestimmt sind, die Wasserabgabe herabzusetzen und die übergroße Kraft des Lichtes zu brechen, hervortreten und ihren dämpfenden Einfluß auf das Colorit geltend machen. Noch wenige Wochen später und der feine, grüne Ton ist aus der Massenwirkung verschwunden. Nur im Einzelnen vermag er sich noch da und dort zu behaupten. Das Bergland hat nun wieder seinen fahlen, sommerlichen Ton angenommen, an welchem nur das Licht seine Wunderkraft übt und über dem der nahende Abend mit seinem farbigen, duftigen Schatten spielt, der Landschaft mehr Farbenreize entlockend, als selbst die blüthenreichste Phrygana.

Theils an die Form des Phrygana-Gestrüpps sich anschließend, theils in naher Beziehung zu den frühlingsgrünen Blattstauden stehend,

entwickelt sich die Form der sommerharten Stauden. Was sie von den zweiten unterscheidet, ist die große Widerstandskraft der mit allerlei Schutzeinrichtungen ausgerüsteten Organe, die ihnen gestattet, zum mindesten die erste Hälfte des Sommers zu überdauern, was sie von der ersteren trennt, ist die mächtigere Entfaltung, namentlich in Hinsicht auf die Höhe des Wuchses und das Fehlen oder die große Einschränkung des oberirdischen, verholzten Grundgerüstes. Zahlreiche Uebergänge stellen die Verbindung zwischen diesen Formen her, und es ist oft schwierig, wenn nicht ganz dem Takte und der Willkür überlassen, eine bestimmte Art in eine derselben einzureihen. Unter das Phrygana-Gestrüpp gemischt gehen die kleineren von ihnen darin vollständig auf und nur die größten treten aus demselben hervor. Im Gebüsch der Dschaengaelregion schießen sie oft mächtig auf, erfüllen die Zwischenräume zwischen den Sträuchern und lassen das Gehölze dichter erscheinen, als es in Wirklichkeit ist. Zu ihrer vollen Wirkung gelangen sie aber doch erst dort, wo sie über weite Strecken zu großen Gesellschaften vereint als herrschende Form auftreten. Erhöht wird die Bedeutung dieser Staudenfluren für die Physiognomik der Landschaft noch dadurch, daß es häufig nur eine Art oder eine kleine Zahl nahe verwandter und sehr ähnlicher Arten ist, welche sich über großen Flächen ganz allein behaupten.

(Schluß folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Literarisches aus Tirol. Bei uns entfaltet sich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ein reges Treiben, welches sich vorzüglich auf Tirol und Tirolisches bezieht. Von J. Wackernell haben wir eine Ausgabe der Pfarrkirchner'schen Passion zu erwarten, welche im Archiv in Sterzing gefunden wurde.

Dem fleißigen Herrn S. M. Prem verdanken wir eine Abhandlung „Goethe's Fahrt durch Tirol, 1786". Ferner einen Aufsatz über H. v. Gilm, dessen Anerkennung sich jetzt endlich Bahn zu brechen scheint. Unrichtig ist es jedoch, wenn Prem anführt, Gilm habe sich an den Märztagen zu Wien 1848 betheiligt. Er schreibt allerdings am 16. März: „Ich habe drei Tage die Muskete getragen", das will sagen vom 14. an. Dort war jedoch die Nationalgarde schon bewilligt und ganz Wien lief mit Gewehren herum. An dem gefährlichen 12. und 13. that Gilm nicht mit, wie er ja selbst nirgends behauptet. Wenn es von einem Aufsatze F. C. Maurer's über Gilm heißt: „Maurer habe ein Zerrbild von Gilm geliefert," so ist auch das unrichtig, denn keine Angabe Maurer's läßt sich anfechten, ja sie wird nachträglich aus Briefen von Gilm selbst gerade in Bezug auf die Demimonde bestätigt.

Auch für die künftige Literaturgeschichte wird gearbeitet: Ein junger Dichter, Franz Kranewitter, veröffentlichte in Gaßner's Verlag soeben einen Band: „Lyrische Fresken". Er will mit diesem Titel wohl andeuten, daß nicht Alles sorglich ausgeführt sei. Gewiß hat er zu weit auf manches Unreife zurückgegriffen, man muß aber auch Gelungenes, ja Gedankenvolles, z. B. im „Ahasver" anerkennen, so wie wir neben abgegriffenen Scheidemünzen frischen Motiven begegnen. Es liegen in diesem Bändchen Kranewitter's künftige Richtungen klar angedeutet: das satirische, das philosophische, das erzählend historische; — daß es an Erotik nicht fehlt, ist selbstverständlich; diesem täglichen Brod der Poeten begegnen wir hier wie überall. Bei aller Plastik des Ausdruckes könnte die Form hie und da mehr durchgeknetet sein, — wir wollen keine Einzelnheiten bemängeln. Für das deutsche Volk und und seine Größe, für geistige Freiheit schlägt ein warmes Herz: „Berg Isel", „Luther," „Germania." Wir geben als Probe:

Ein Weißdorn auf der Mütze.

Ein Weißdorn auf der Mütze
Ist gegen Blitzschlag gut.
O hätt' ich doch genommen
Mein Herz vor dir in Hut.
Was sah ich dir in's Auge,
Ich Narr! und dachte nicht,
Daß aus dem blau'sten Himmel
Der hellste Blitzstrahl bricht! A—r.

„Literarische Fabeln" von Don Tomás de Iriarte, deutsch von Friedrich Adler, Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Dieses Bändchen der Universalbibliothek ist nicht nur ein kleines interessantes Stück Literatur, sondern ein Spiegel dieser selbst, sofern sie eine Welt für sich ist, in der menschliches Wesen und vornehmlich die Schwächen und Gebrechen desselben zu Tage treten. Die Menschen, welche öffentlich wirken, indem sie schreiben, tragen ihre eigenen Laster auf den Markt, und Iriarte fühlt in sich den Beruf, sie als Satiriker zu geißeln. Der Dichter lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Spanien und diese Fabeln sind das einzige Werk, welches von ihm heute noch ein Recht auf das Leben besitzt, dies zumeist darum, weil die Menschen und Schriftsteller heute an denselben Thorheiten und Eitelkeiten kranken, wie zu seiner Zeit. Freilich will uns bedünken, als ob die weisen Lehren seiner Fabeln oft für sich beredter sprächen als seine dichterische Gestaltung, die, einer beliebten Mode getreu, der auch sein Jahrhundert huldigte, Thieren die Gebrechen der Menschen andichtet. In der Regel erklärt hier die Moral die Fabel. Und man thäte vielleicht besser, blos die Sentenz jeder einzelnen im Register zu lesen, wenn nicht die Uebersetzung, die Friedr. Adler besorgt hat, ihren eigenen Reiz besäße. Wir lernen nämlich in ihm bei dieser Gelegenheit nicht nur einen berufenen Fortsetzer der guten österreichischen Uebersetzerreihe, welcher viele gar edle Namen angehören, sondern auch einen heimischen Dichter kennen. An Wohllaut der Sprache und meisterlicher Beherrschung der mannigfaltigsten und oft ungemein schwierigen Formen thut Adler es seinem Urbild wohl noch zuvor; wir wissen aber, daß Adler auch ein begabter Lyriker von eigenen Gnaden ist, und fragen, ob es nicht eine literarische Satire der Wirklichkeit ist, daß er im Dienste eines minder bedeutenden Spaniers vor die Oeffentlichkeit tritt, indeß kein heimischer Verleger seine Gedichte in die Literatur bringt. —r.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.